It. coll. 28 / 3

<36636360580017

<36636360580017

Bayer. Staatsbibliothek

It. coll. 28/3

# Neue Reiseabentheuer

herausgegeben

von

Christian August Fischer.

33

Drittes Bändchen.

3

Posen und Leipzig,
bey Johann Friedrich Kühn,
1803.

Ob/40/10

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Inhaltsverzeichniß.

1. Louvet . . . . . . . . . . Seite 1

2. Brissot . . . . . . . . . . . . . . 63

3. Anquetil du Perron . . . . . . . 89

4. Hynes und seine Unglücksgefährten . 133

5. Mechin und seine Begleiter . . . 165

6. Johannot . . . . . . . . . Seite 193

7. Ayme' . . . . . . . . . . . . . . 205

8. James und seine Gefährten . . . . 237

9. Die Prinzessinnen von Frankreich . 267

10. Madame Chevreau . . . . . . . . 295

11. Barollet . . . . . . . . . . . . . 307

# I.

# L o u v e t.

---

Louvet war einer von den unglücklichen Girondisten, die im May 1793. von der die Oberhand behaltenden Bergparthey geächtet wurden. Er hatte Mittel gefunden, sich einige Zeit in Paris zu verbergen, war aber doch zuletzt gezwungen, auf einen andern Zufluchtsort bedacht zu seyn. Hier

sind die Details seiner Abentheuer, wie er sie selbst beschrieben hat. *)

.......................

I.

Es war am vier und zwanzigsten Junius 1793. als ich endlich mit meiner Gattin die Hauptstadt verließ. Wir hatten Mittel gefunden, uns Pässe aus Caen zu verschaffen, und kamen so ungehindert zu den Barrieren hinaus.

Bis Meulan schien alles gut zu gehen,

---

*) Kenner werden sogleich bemerken, daß dieser Aufsatz nichts weniger, als eine Übersetzung des weitschweifigen und declamatorischen Originales ist.

hier aber mußten wir einen andern Wagen nehmen, und bekamen einen Kutscher, der ein wüthender Maratiste war. Er schimpfte unaufhörlich auf die Girondisten, unterhielt uns von dem Arreste des unglücklichen Büzot, und setzte uns dadurch in die peinlichste Verlegenheit.

Indessen waren wir zu Evreux angekommen, wo sich alles im heftigsten Aufruhr befand. Wir sahen uns daher gezwungen bis zum Abend liegen zu bleiben, so gefährlich uns auch dieser Verzug zu seyn schien. Endlich wollen wir in den Wagen steigen — plötzlich stürzt ein blasser, ausgezehrter Mensch hinzu, der sich uns zum Reisegefährten anträgt.

Ich sehe ihn an — es war mein armer College Qvadet, der als Tapeziergeselle verkleidet aus Paris geflüchtet war. Nachdem wir einige Meilen gefahren waren, bestimmte er mich meine treue Lodoiska um ihrer Sicherheit willen in ††† zurück zu lassen, worauf ich denn mit ihm allein nach Caen gieng.

Es war den sechs und zwanzigsten Junius, endlich langten wir in Caen, dem Versammlungspunkte unserer Parthey, und dem Ziele unserer Hofnungen, ohne weitere Abentheuer an. Wir fanden hier Büzot, Barbaroux und so weiter, leider schien aber Wimpfen, der unsere Truppen commandirte, ein heimlicher Royalist zu seyn.

Drey Wochen vergiengen daher unter Zurüstungen, und als es endlich zum Angriff kommen sollte, fand er Mittel unsere Armee schlagen zu lassen und nach England zu gehen.

Eben so niederträchtig und eben so treulos handelten die Administratoren des Departements an uns. Sie unterwarfen sich der Bergparthey, und schlugen unsre Achtserklärung an unserer eigenen Wohnung an. Nur die treuen Bretagner, die als brave Soldaten bisher für unsre Parthey gefochten hatten, beschlossen uns nicht zu verlassen, und behaupteten auch hier den Ruhm ihrer allgemein bekannten Redlichkeit.

2.

Es waren drey Bataillons, wir theil- ten uns in eben so viel Haufen, und mar- schirten so am andern Morgen in ihrer Mitte von Caen ab. Unsere Hoffnungen waren nun auf die westlichen und südlichen Departements gerichtet, wo die Unzufrie- denheit mit der Bergparthey aufs höchste gestiegen war.

So kamen wir nach mehrern Märschen zu Vives an. Gott! wie groß war mei- ne Freude, als ich hier unvermuthet mei- ne Lodoiska wieder fand! Sie hatte von Wimpfens schändlicher Verrätherey, von der Niederlage unserer Truppen gehört,

und war uns unerkannt auf einem andern Wege nachgefolgt.

Zu Fougeres mußten sich die Bataillons trennen; wir beschlossen demnach, mit dem einzigen Bataillon Finistere nach Qvimper *) zu gehen. Als wir in die Nähe von Dol kamen, erhielten wir Nachricht, daß die Municipalität uns aufzuheben entschlossen sey. Unser braves Ba-

*) Sehr interessante Details über Qvimper u. s. w. findet man in der so eben erschienenen Reise durch einen Theil des westlichen Frankreichs. Nach einem französischen Originale von C. A. Fischer. Leipzig, b. Hartknoch 1803.

taillon machte sich demnach schußfertig, doch wurde die Sache noch in der Güte beygelegt. Mit ähnlichen Gefahren und auf ähnliche Weise mußten wir noch einige Örter passiren, bis wir uns endlich entschlossen, auf einem Nebenwege vollends nach Qvimper zu gehn.

In dieser Absicht hielten wir es fürs Beste, uns als Volontairs zu verkleiden, und so vergaßen wir selbst die weißen Kittel nicht. Ein braver Offizier fertigte jedem einen Abschied aus, als ob wir in unsere Heimath zurückkehren wollten und gab uns noch sechs treue, eben so gekleidete Soldaten mit. Ich ließ hierauf meine Lodoiska mit ihrem Cabriolet die Landstraße

einschlagen, und trat noch denselben Abend, mit meinen treuen Collegen, den Marsch auf dem Fußsteige an.

3.

Wir waren mit den sechs Soldaten unserer neunzehn zusammen, alle gut bewaffnet und mit scharfen Patronen versehen. Nach einem dreystündigen Marsch beschlossen wir in einer Meyerey zu bleiben, wo man uns aber nur in die Küche und in die Scheune ließ. Wir fanden nichts als schwarzes Brod und schlechten Cyder zum Abendessen, dennoch waren wir damit zufrieden, und brachten die Nacht auf unserm Strohlager ziemlich ruhig zu.

Den andern Morgen hatten wir uns verirrt, und befanden uns auf einmal an dem Thore der kleinen Stadt Moncontour, die zu vermeiden uns nun unmöglich war. Wir marschirten also mit scheinbarem Muthe hindurch, gerade über den Marktplatz, wo alles voll Gensdarmen stand.

Riouffè, der etwas zurückgeblieben war, ward hier angehalten, und sollte mit seinem Passe auf das Municipalitätshaus gehen. „Aber!“ — sagte er gelassen, indem er auf uns zeigte — „Wie soll ich denn meine Cameraden wieder einholen?“ — Es that seine Würkung und der Gensdarme ließ ihn weiter ziehn.

Diesen und den folgenden Tag begegnete uns nichts, was Meldung verdient; die dritte Nacht hingegen sollte desto merkwürdiger seyn. Wir waren in einem Dorfe diesseits Rotherein geblieben, wo man uns nur in einer Scheune schlafen ließ. Plötzlich um ein Uhr nach Mitternacht werden wir von einem plötzlichen Geschrey geweckt. — „Aufgemacht! — Im Namen des Gesetzes! — Aufgemacht!"

Einer von uns öffnet die Thür ohne gehört zu werden, schließt sie eben so unbemerkt wieder zu, und sagt uns: das ganze Haus sey ringsherum mit Soldaten besetzt.

In demselben Augenblicke wird von

draußen noch einmal gerufen: „Im Namen des Gesetzes! — Aufgemacht! — Aufgemacht!“ — und sogleich springen wir alle von unserm Lager auf — „Ins Gewehr! — Cameraden! — Ins Gewehr!“ — schrieen wir einer dem andern zu. — Der Ruf ward draußen wiederholt — „Wenn wir fertig sind, werden wir kommen!“ — war die Antwort. — Endlich nachdem wir alles in Ordnung gebracht hatten, schlossen wir auf.

4.

Der Thorflügel wird geöffnet, und wir sehen einen Municipalitätsbeamten mit

einigen Fackelträgern vor uns stehn. Etwas hinter ihm bemerkten wir einen ziemlich starken Trupp Nationalgarden, die nur auf sein Signal zu warten schienen.

„Was machtet Ihr hier?“ — hub der Beamte in einem rauhen Tone an — „Wir schliefen!“ — gab Barbaroux zur Antwort. — „Aber warum in einer Scheune?“ — fuhr der Inquisitor fort. — „Warum?“ — fiel ich ein — „Nun freylich hätten wir lieber Ihr Bett gehabt!“

Riouffè mußte über diese Antwort lachen. — „Wer sind Sie, mein Herr Lacher?“ — wendete sich der Beamte zu

ihm — „Was alle meine Cameraden sind! — Ein Volontair, der herzlich müde ist, und nicht gedacht hätte, so früh geweckt zu werden. — Übrigens was soll der Titel Herr dabey?“

„Wie?“ — fuhr der Beamte fort — „Ihr wäret Soldaten? — Das wollen wir doch einmal sehen!“ — Unser alter im Dienste grau gewordener Anführer fiel hier mit rauher Stimme ein: „Allerdings! Ihr sollt es sehn!“

„Wo sind Eure Papiere?“ — fuhr der Beamte fort. — „Hier!“ — fiel Pethion ein — „Aber, wenn es Euch gefällig ist, draußen!“ — „Ja, ja! draußen! draußen!“ — wiederholten mehrere von

un=

unsern Cameraden — „In dieser Scheune können wir uns nicht erklären!“

Unser Anführer verstand uns — „Ein wenig Platz, wenn ich bitten darf!“ — sagte er zu dem Beamten, der nun seine Leute langsam zurücktreten hieß. Jetzt stellte sich jener tapfere Offizier an unsere Spitze — „Hierher Finistère!“ — kommandirte er, und sogleich standen wir in einer Linie mit scharf geschultertem Gewehre da. Der kleinste von uns maß fünf Fuß und einige Zoll.

Der Beamte schien erstaunt — zumal da er unsere Pistolen im Gürtel sah — „Warum so viele Waffen?“ — rufte uns endlich einer von seinen Leuten zu —

„Warum?“ — war die Antwort — „Weil wir wissen, daß es in diesem Departement Räuber und Aufrührer giebt!“

Unterdessen fieng der Beamte an unsere Abschiede durchzusehen, und bemerkte endlich halb unwillig: „sie wären alle von einer Hand geschrieben.“ — „Warum denn nicht?“ — sagte ich lachend — „Sollte unser Offizier ein halbes Dutzend Hände geschrieben haben?“ — „Aber was wollen Sie nun machen?“ — fuhr er endlich mit sichtbarer Verlegenheit fort — „Es ist noch früh! Legen Sie sich wieder nieder, wenn ich Ihnen rathen soll!“

„Keineswegs!“ — erwiederten wir — „Da wir einmal munter sind, so wol-

len; wir auch aufbrechen! — „Gut!“ — gab er zur Antwort — „Aber erst müßt Ihr mit nach Retherein kommen!“ — und sogleich befahl er seinem Detaschement, uns in die Mitte zu nehmen. Kaum hatte unser Anführer dieses gehört, als er mit lauter Stimme rief: „Pulver auf die Pfanne! — Bajonets aufgepflanzt!“ — Es geschah in einem Augenblicke, und so marschirten wir fort.

Fest entschlossen zu siegen oder zu sterben, kamen wir nun vor dem Gemeindehause in Rotherein an. Nachdem sich unsere Bedeckung auf dem Platze in Ordnung gestellt hatte, hieß man uns in ein

Zimmer treten, wo die ganze Municipalität versammelt war. Sie besahen unsere Abschiede, endlich näherte sich der Präsident, und versprach uns ein Wirthshaus anzuweisen.

„Wir danken!“ — erwiederten wir — „Wir denken heute noch zu Hause zu seyn.“ — „Aber dreyzehn starke Lieuen?“ — „Gleichviel! — Es ist ja noch nicht einmal drey Uhr!“

Er entfernte sich, man berathschlagte; endlich ward ein Offizier gerufen und wieder weggeschickt. — Nach einer Pause bot man uns einige Flaschen Cyder an, die wir ohne Affektation nicht ausschlagen konnten, und führte uns zu dem Ende in einen

andern Saal. Wir sahen uns an, und beschlossen auf unserer Hut zu seyn.

Es währte ziemlich lange, ehe der Cyder kam, unterdessen knüpften wir mit einem Distrikts-Aufseher eine Unterredung an — „Ihr dachtet Priester zu fangen, nicht wahr?“ — „O noch etwas schlimmeres!“ — gab er zur Antwort — „Landesverräther!“ — und in demselben Augenblick trat einer seiner Collegen mit dem Cyder herein.

Während wir tranken, zog er einen Brief heraus. — „Da seht, ob wir Euch nicht für verdächtig halten mußten!“ — Er las, es war eine förmliche Denunciation gegen uns, nur hatte man bloß fünf Mann Bedeckung gesetzt.

Man kann denken, wie uns zu Muthe war; indeßen tranken wir unsern Cyder aus, und verließen die Stadt, ohne daß sich weiter jemand um uns zu bekümmern schien.

5.

Acht Stunden hatten wir auf diese Art in der größten Hitze zurückgelegt, so daß sich mehrere von unsern Cameraden nur noch mit Mühe fortschleppen konnten; als wir ein Dörfchen erreichten, wo zum Glück keine Nationalgarde lag. Wir beschlossen demnach ins Wirthshaus zu gehn, ein Mittagsessen zu fordern, und wo möglich bis zum andern Morgen hier auszuruhen.

Kaum hatten wir uns aber niedergesetzt, als uns der Wirth, ohne ein Wort zu sagen, genau zu beobachten anfieng. Ich bemerkte es, und bot ihm ein Glas von unserm Cyder an. Nach einigen Weigerungen ließ er sich endlich erbitten, und nun schien ihm auf einmal die Zunge gelöst zu seyn.

„Ihr seyd gewiß gute Patrioten, Bürger?" — sagte er — „Und das ist mir sehr lieb!" — „Was denn anders?" — erwiederten wir — „Nun was einer doch für Feinde haben kann!" — fuhr er fort — „Nach der Beschreibung sollte man meynen! — Hört einmal — Ihr müßt

durch Carhaix?*) — Nicht wahr? — und da warten zwey Brigaden auf Euch!"

Welche Nachricht! Indessen suchten wir unsern Schreck zu verbergen und machten uns mit lachendem Munde wieder auf den Weg. — Jetzt hieß es: Vorwärts! — so groß auch unsere Ermüdung, und so beschwerlich auch der holperichte Fußsteig waren. Nach einem entsetzlichen Marsche von fünf Lieuen, worüber wir an zehn Stunden zubrachten, kamen wir endlich in der Gegend von Carhaix an.

---

*) Viele Details über Carhaix und dieses ganze Departement findet man in der oben angeführten Reise.

Wir berathschlagen — endlich beschließen wir herzhaft durch die Stadt zu gehen. Es war Abends um zehn Uhr, wir konnten durch ein kleines Seitengäßchen schlüpfen, alles schien bereits zur Ruhe zu seyn. Schon sind wir beynahe am Ende des Gäßchens, plötzlich springt aus einem Winkel ein kleines Mädchen hervor, klopft an die Thür eines Hauses, wo noch Licht zu sehen war, und ruft mit lauter Stimme: „Geschwind! — Da gehen sie!“

Außer uns vor Entsetzen eilen wir vollends zur Stadt hinaus, schlagen einen finstern Hohlweg ein, und legen in noch nicht vierzig Minuten wohl eine Lieue zurück. Endlich stehen wir still — zwey

von unsern Soldaten waren verschwunden!

Wo konnten sie seyn? — Wahrscheinlich hatten sie einen andern Weg genommen. — Es war unser Hauptführer, wir mußten sie also einzuholen suchen.

Gesagt! gethan! — Wir wenden uns rechts, klettern über tausend Hecken, springen über tausend Gräben, arbeiten uns durch tausend Moräste, und befinden uns endlich nach einem zweystündigen entsetzlichen Marsche kaum einen Büchsenschuß weit von demselben Flecke, wo wir ausgegangen waren.

Was war zu thun? Zwey von uns entschlossen sich noch einmal zurückzugehn.

Sie kamen wieder und bestätigten unsere Vermuthung, daß der Hohlweg die einzige Straße nach Qvimper sey. Also vorwärts! vorwärts! ruften wir einer dem andern zu, um uns Muth einzusprechen, bis wir endlich eine Wiese erreichten, wo unser Anführer eine Stunde Halt zu machen beschloß.

Als wir erwachten, fieng es an Tag zu werden, wir setzten demnach unsern Marsch in ziemlich guter Ordnung fort. Bald aber zeigte sichs, daß mehrere von [illegible] immer schwächer wurden, ohne daß sich einer von unsern Führern sehen ließ. Es ist unmöglich, sich unsere Lage zu den-

ken, da uns überdem der heftigste Hunger zu quälen anfieng.

Indessen begegneten wir einem Reisenden, der uns die erfreuliche Nachricht gab, daß Quimper nur noch zwey Lieuen entfernt sey. Jetzt kam es also darauf an, unsern Freunden unsere Ankunft melden zu lassen, und dann wo möglich in der Dämmerung vollends hinein zu gehen. Wir beschlossen also einen von unsern übrigen Führern abzuschicken, und versteckten uns in ein Gebüsch, das in der Nähe lag.

Es war erst acht Uhr Morgens, auf einmal fieng es heftig zu regnen an, und in weniger als einer halben Stunde waren wir bis auf das Hemde durchweicht.

— Plötzlich — O Mächte des Himmels! — Was ist das? — Wir sehen unsern Führer in Begleitung eines Reuters zurückkommen — — Ist er arretirt? Sind wir verrathen? — Welcher Augenblick!

Endlich kommen sie näher! — O Freude! — O gütiges Schicksal! — Es war ein Freund von Kervelegan, zu dem wir uns retten wollten. — Eine glückliche Ahndung hatte ihn aus Qvimper getrieben, ein noch glücklicheres Ohngefähr hatte ihn mit unserm Führer zusammen gebracht. Von ihm erfuhr ich auch, daß meine Lodoiska glücklich in Qvimper angekommen war.

Unser neuer Führer verschafte uns nun

sogleich in einem benachbarten Bauerhause etwas Brod und Brandewein. Darauf brachte er uns zu einem Geistlichen, der uns mit vieler Herzlichkeit aufnahm, und den ganzen Tag bey sich behielt. Mit Einbruch der Nacht begaben wir uns in ein kleines Gehölze, wo die Freunde aus Qvimper unserer warteten. Hier trennten wir uns, um jeder zu den seinigen zu gehen. Ich blieb mit meiner Lodoiska bey einem Manne verborgen, dessen Edelmuth mir unvergeßlich seyn wird.

6.

Drey Wochen waren auf diese Art vergangen, als ich sie und dieses glückliche

Asyl um unser aller Sicherheit willen, wieder zu verlassen gezwungen war. Es war um fünf Uhr Abends, als ich zu Pferde stieg, und Mitternacht, als ich an der Küste bey einem kleinen Hause ankam. — Was sollte aus mir werden? — O meine edeln Freunde hatten mir und einem von meinen Collegen einen Platz auf einem Schiffe nach Bordeaux ausgemacht.

Es ist drey Uhr Morgens, wir steigen endlich in eine Fischerbarke und rudern langsam mit der Fluth von der Küste ab. Der Tag bricht an und auf dem ganzen Meere ist kein Seegel zu sehen. Es ist fünf, es ist sechs, ja es ist sieben Uhr, noch immer tagt kein Schiff vor uns auf.

Schon fangen wir an zu verzweifeln — endlich halb acht Uhr. — O Gott! — Man läßt die Flaggen vom Fockmast wehen — Das Schiff hält auf uns zu — Ein Augenblick — und wir steigen an Bord. Unser Capitain war ein braver Schottländer, der aufs Beste für uns zu sorgen versprach.

Zwey Stunden mochten wir mit schwachem Winde auf dem Course nach Bordeaux fortgeseegelt seyn, als wir fünf Schiffe erblickten, die die ganze Equipage für englische Caper hielt. Nur die Entschlossenheit unsers Capitains rettete uns von der Gefahr wieder zurück zu kehren, und so seegelten wir den ganzen Tag so wie

die

die folgende Nacht immer an der französischen Küste hin.

Als die Sonne aufgieng wurde von den Forts eine Flotte signalisirt. Unser Capitain beobachtete sie über eine halbe Stunde, und erkannte sie endlich für die große französische, die wenig Tage vor uns ausgelaufen war. Welch ein Unglück, wenn wir bemerkt und angehalten würden! Eilends warfen wir uns in der Cajüte auf den Boden nieder, und so segelte unser kleines Schiffchen unangehalten die ganze Linie vorbey.

Drey Stunden hatten wir in dieser schrecklichen Ungewißheit zugebracht, endlich verloren wir die Flotte aus dem Ge-

sicht, ohne daß man uns bemerkt zu haben schien. Dafür stießen wir aber noch denselben Abend auf die eskortirende Fregatte eines Convoys, der den Tag vorher aus Rochelle ausgelaufen war. Unser Capitain mußte ein scharfes Examen aushalten, bey dem uns die Frage: „Habt Ihr Reisende an Bord?“ — wie unser Todesurtheil klang; indessen wurde sie mit einem kräftigen Nein beantwortet, und so liefen wir endlich ohne weitere Abentheuer in die Gironde ein.

7.

Wir waren ohngefähr sechs Lieuen von Bordeaux bey dem sogenannten Bec

d'Ambes *) ans Land gestiegen, und traten in dem Landhause eines Verwandten von Guadet ab. Hier erfuhren wir zu unserm großen Schmerze, daß die Bergparthey auch in Bordeaux die Oberhand behalten habe, und also in dieser Stadt nichts mehr für uns zu hoffen sey. Guadet beschloß demnach nach St. Emilion seinem Geburtsorte zu gehen, um uns wo möglich ein Asyl auszuwirken, indem die Gefahr entdeckt zu werden dort freylich ungleich geringer war.

*) Wo die Dordogne in die Garonne fällt und letztere nun den Namen Gironde annimmt.

Zwey Tage vergiengen, ohne daß uns Guadet einige Nachricht von sich gab. Wir vermutheten daher nicht ohne Grund bereits verrathen zu seyn, und machten uns auf eine herzhafte Vertheidigung gefaßt. Endlich am dritten Abend trat ein Bote von Guadet herein. Er konnte für jetzt nur zwey von uns unterbringen, doch versprach er für die übrigen sein möglichstes zu thun. — „Nein!" — rief Barbaroux — „Alle oder Keinen!" — „Auf!" — fuhr er fort — „Wo zwey für einige Tage bleiben können, da wird auch Platz für die übrigen seyn!"

Gesagt, gethan, wir nahmen unsere Gewehre und marschirten durch einige Um-

wege bis an das Ufer des Stromes, wo uns eine Barke aufnahm. Wind und Fluth schienen uns zu begünstigen, und so kamen wir ohngefähr ein Uhr nach Mitternacht glücklich in St. Emilion an. Unterdessen hatten die Maratisten unser Landhaus umringt, und alles durchsucht gehabt. — Was wir bey dieser Nachricht empfanden, bedarf keiner Erläuterung.

So waren wir denn in Guadets Hause versammelt, leider zeigte sich aber bald, daß die Hoffnung uns hier verbergen zu können, eine schreckliche Täuschung gewesen war. Niemand wagte uns aufzunehmen; selbst Guadets Verwandte wiesen

ihn selbst an ihren Thüren ab. O Feigheit! o Treulosigkeit! — So waren wir denn in wenig Stunden aufs Äußerste gebracht.

Was sollten wir anfangen? Wohin sollten wir unsre Zuflucht nehmen? — Nach einer langen Berathschlagung schien uns endlich eine Vertheilung in kleine Haufen, noch das einzige Mittel zu unserer Rettung zu seyn. Vier von uns, worunter ich mich selbst befand, beschlossen daher nach Paris zurückzukehren, wohin auch bereits meine Lodoiska wieder abgereist war.

Gewiß — sagten wir zu einander — Während man uns in dem Gironde-De-

partement vermuthet, gewährt uns Paris die beste Sicherheit! — Unsere übrigen Collegen zogen indessen andere Gegenden vor, und so schieden wir endlich mit schwerem Herzen von einander.

8.

Es war Abends um neun Uhr, als wir viere, Barbaroux, Valady, einer seiner Freunde, der aber kein Deputirter war, und ich von St. Emilion aufbrachen, um geradesweges wieder nach Paris zu gehen. Nach einem Marsche von drey Lieuen indessen waren wir bereits von der Straße abgekommen und standen am Eingange eines Dörfchens vor einem Hause, das

allem Anschein nach die Wohnung des Geistlichen war.

Wir klopfen an, er öffnet die Thür, er scheint unser Unglück zu ahnden, und bietet uns auf vier und zwanzig Stunden Schutz und Obdach an — Edler Mann, du verdientest unser Vertrauter zu werden! — Als er uns erkannt hatte, behielt er uns noch volle zwey Tage bey sich, und als wir nachher unsern zweyten Zufluchts-ort plötzlich verlassen mußten, nahm er uns mit Gefahr seines Lebens abermals auf.

Sechs schreckliche Tage hatten wir, auf seinem Heuboden verborgen, in der pein-lichsten Lage zugebracht, als eines Abends um zehn Uhr einer unserer Vertrauten er-

schien — „Herunter, meine Herren!" — sagte er mit einem rauhen, gebieterischen Tone, der uns völlig unerwartet war.

„Wie? — Herunter? — gab ich zur Antwort — „Und warum denn?" — „Weil es seyn muß!" — fuhr er fort — „Hier ist jemand, der Sie sprechen will!" — „Wer denn?" — „Ein Verwandter des Herrn Pfarrers!" — „Aber warum kommt er denn nicht selbst?" — Hier stotterte er einige unbedeutende Ursachen heraus, und setzte nochmals mit seinem brutalen Tone hinzu: „Nun wie wirds? — Ins Teufelsnamen, so kommen Sie!"

„Was ist das?" — flüsterten wir einer dem andern zu — „Wenigstens sollen sie

uns nicht lebendig haben!" — sagten wir mit Entschlossenheit. — Ich nahm darauf wieder das Wort: — „Wir steigen nicht hinunter, bis der Verwandte des Herrn Pfarrers selbst erscheint!"

Dies würkte — Er erschien, um uns zu sagen, daß wir verrathen wären, und sogleich aufbrechen müßten — Er führte uns demnach in ein kleines Gehölz, wo wir die Nacht bey einem heftigen Regen unter den Bäumen zubringen mußten.

So brach der Morgen an — Man stelle sich unsre Freude vor, als wir unvermuthet einen Brief von Guadet erhielten, worin er uns einen sichern Zufluchtsort anbot — Er hatte ihn bey einem edeln ge=

fühlvollen Weibe gefunden — sie lud uns alle viere zu sich ein — Nur bat sie uns, erst um Mitternacht zu kommen, eine Vorsicht, die aufs genaueste von uns befolgt ward.

Einige Tage nachher kamen auch Büzot und Pethion an. — Gott! mit welcher Rührung werde ich mich ewig dieses edeln Weibes erinnern! — Sie brach es sich selbst ab, um nur das Vergnügen zu haben, uns essen zu sehen, und in welcher Zeit? — Zu einer Zeit, wo das Pfund Brod mit sechszehn Sols bezahlt ward.

Einige Wochen hatten wir bey dieser großmüthigen Freundin zugebracht, als unser schreckliches Schicksal uns abermals

aus diesem Asyle vertrieb. Welche Trennung! — Welcher Augenblick! — Jeder umarmte den andern, als sollte es zum Tode gehen. Welcher Abschied von unserer edelmüthigen Wirthin, die uns nur gezwungen von sich ließ. — Alle zerstreuten sich — doch blieben Guadet und Salle bey mir.

Es war in der Nacht vom vierzehnten auf den funfzehnten November, der Sturm heulte in den Wäldern, und der Regen floß in Strömen herab. Guadet machte uns Hoffnung von einer Dame aufgenommen zu werden, die ihm große Verbindlichkeiten hatte, und mit deren Familie er

seit zehn Jahren in Verbindung stand. Aber wie schrecklich fanden wir uns getäuscht! Wird man's glauben? Sie hatte die Unmenschlichkeit, uns nach einer solchen Nacht sogar ein Glas Wasser zu verweigern. — „Laßt uns gehn!“ — rief ich — „Laßt uns gehen, um zu sterben!“

Wir giengen fort, Guadet trauerte über unser Schicksal, aber ich hatte in dem Augenblicke meinen Entschluß gefaßt.

Nach Paris!“ — rief ich — „Nach Paris, was es auch kosten mag — Lieber den Tod, als diese Ungewißheit!“ — Mit diesen Worten warf ich meinen Kittel ab, setzte eine kleine Jakobiner-Perücke

auf, die ich in meiner Rocktasche hatte, theilte meine Assignaten mit meinen Freunden, drückte sie an mein Herz und verließ sie.

9.

Es war Morgens um acht, ich befand mich an den Thoren von Mont-Pon, wo ich eine Schildwache sah. Schon wollte ich ihr meinen Paß hinhalten, als ich bemerkte, daß der junge Mensch eingeschlafen war. Behend sprang ich über die Flinte hinweg, die er vor sich hingestellt hatte, und gieng langsam die Straße hinab. Bald darauf erwachte er, und rufte mich an; allein ich biegte um die Ecke

herum, ohne mich weiter umzusehen. Wahrscheinlich hielt er mich für einen Einwohner des Städtchens und bekümmerte sich also nicht weiter um mich.

Eine halbe Lieue weiter zwang mich ein heftiger Schmerz an meinem Knöchel in einer Dorfschenke auszuruhen. Ich ließ mir ein Frühstück geben, und benutzte einen günstigen Augenblick, um meinen Paß, der schon mit einer Menge sehr künstlich nachgemachter Signaturen bespickt war, noch ein wenig in Ordnung zu bringen. Alles das war indessen nur für die Dörfer hinreichend, in den Städten schien die Gefahr immer dieselbe zu seyn.

So setzte ich meinen Weg, wiewohl mit unsäglichen Schmerzen an meinem Fuße, bis zu einem Dorfe diesseits Mussidan fort. Hier fand ich bey den guten Wirthsleuten alle Pflege, der ich so sehr benöthigt war, so daß sich die Geschwulst an dem Knöchel am andern Morgen ziemlich gesetzt zu haben schien. Zu gleicher Zeit verschaffte ich mir einige Nachrichten über die Fußsteige, besonders in der Nähe von Mussidan, wodurch es mir denn auch, in der Dämmerung glücklich vorbey zu kommen gelang.

Das nächste Nachtlager indessen wäre mir beynahe gefährlich worden, indem mein Wirth ein wüthender Maratiste war, und man=

mancherley verdächtige Reden fallen ließ. Doch suchte ich ihn in diesem Stücke wo möglich noch zu übertreffen, und spielte meine Rolle mit vieler Entschlossenheit durch.

Man denke sich aber, wie mir zu Muthe seyn mußte, als sein hinterlistiges Weib den Maire zur Untersuchung meines Passes herbeyrief! Doch der berauschende Landwein, den ich ihm zutrank, und meine sanscülottische Suade halfen mir glücklich aus der Verlegenheit.

10.

Auf diese Art wanderte ich demnach guten Muthes weiter, bis ich in die Nä-

he von Perigneux kam. Hier gelang es mir in der Dämmerung unbemerkt hindurchzukommen, und so setzte ich meinen Marsch noch eine Lieue weiter bis zu dem Dörfchen les Tavernes fort. Ich finde das Wirthshaus, ich klopfe an den Laden, der Wirth war eben im Begriff zu Bette zu gehen.

„So spät!“ — sagte er, und es mochte freylich schon zwischen zehn bis eilf Uhr seyn. — „Wo ist Euer Paß?“ — Ich reiche ihm meine Pappiere hin, er sieht sie durch und vermißt natürlich die Unterschrift von der Municipalität in Perigneux. — „Wie?“ — hub er an — „Ihr seyd

durch Perigneux gereist, ohne Euch bey der Municipalität zu melden? — Nun wahrhaftig! so sollt Ihr morgen den Rückweg antreten, so wahr ich ehrlich bin."

Man kann denken, wie mir zu Muthe war, indessen entschuldigte ich mich so gut ich konnte, und schützte besonders meine Krankheit und Unbedeutenheit vor. Alles das schien jedoch den harten Wirth nur wenig zu rühren, bis sich endlich ein biederer gutherziger Kärner meiner mit vieler Wärme annahm. Auf seine Fürbitte ward mir endlich erlaubt, herein zu kommen, doch forderte mir die Wirthin sogleich die Bezahlung für mein elendes

Abendessen und noch elenderes Nachtlager ab. Von dem Transporte nach Perigneux schien indessen nicht mehr die Rede zu seyn.

Als ich am andern Morgen erwachte, hörte ich zu meinem großen Verdrusse, daß mein Schutzengel, der gute Kärner, schon vor einer Stunde nach Thiviers abgefahren war. Ich hatte denselben Weg zu machen, und eilte daher nach Möglichkeit. Aber man denke sich mein Entsetzen, als ich vor den Thorweg trat, wo der Wirth eben zu Pferde stieg, um, wie er sagte, nach Perigueux zu reiten. — Man denke sich mein Entsetzen, ich sage kein Wort davon.

Indessen schleppte ich mich, so gut ich konnte, auf der Straße nach Thiviers fort; bis ich endlich nach einer Stunde meinen guten ehrlichen Kärner traf. Er betrachtete mich mit Aufmerksamkeit, schien mein Unglück zu errathen, und bot mir endlich einen Platz auf seinem Karren an.

„Seyd unbesorgt!“ — sagte er — „Ich sehe wohl, daß Ihr kein Spitzbube seyd. — Ihr könnt auf meinem Karren bleiben, und wenn wir nach Limoges kommen, wollen wir weiter sehen!“ — O Gott! — Man muß in solchem Elend gewesen seyn, um zu fühlen, wie groß diese Wohlthat war!

## 11.

So fuhren wir weiter, und so passirte ich, unter den Waarenballen verborgen, ungesehen durch Thiviers. Eben so glücklich wußten wir in den Dörfern und Flecken durchzuschleichen, indem mich mein guter Kärner für einen seiner alten Bekannten ausgab. Auch sah ich in meiner Uniform und mit meinem umwickelten Beine gerade wie ein Freywilliger aus, der aus dem Hospitale kam, um mit Urlaub nach Hause zu gehen.

Dieser Ähnlichkeit hatte ich es wahrscheinlich zu verdanken, wenn ich mich zu Aißé, etwa zwey Meilen von Limoges,

wo ich ebenfalls unangehalten durchzupassiren glaubte, aus einer sehr großer Verlegenheit zog. Wider alles Vermuthen war nemlich an der Straße eine Hauptwache erbaut, bey der eine Schildwache stand.

„Deinen Paß, Bürger!“ — sagte der kleine, kaum funfzehnjährige Volontair, indem er den Karren zu halten befahl — „Warte Kleiner!“ — erwiederte ich, ohne mich irre machen zu lassen, und hob mit scheinbarer Anstrengung meinen verwundeten Fuß empor. — „Laß Dich nur einmal von den Räubern in der Vendee so krumm und lahm schießen wie ich, und dann wirst Du sehen, ob Dir Dein halbzerschmetter-

tes Bein nicht überall statt eines Passes dienen wird!“

„Bravo! Bravo!“ — riefen die andern, ohne daß weiter von einem Passe die Rede war. — Lustig fuhren wir nun zum Flecken hinaus, und kamen noch denselben Abend ohne weitere Abentheuer in Limoges an. Hier versprach mir mein guter Kärner, mich bey sich zu behalten, bis ein anderer guter Kerl, der nach Paris fahren sollte, mit seiner Ladung zu Stande sey.

12.

Drey Tage hatte ich bey diesem großmüthigen Mann zugebracht, als mein neuer

Fuhrmann endlich fertig geworden war. Nach einem herzlichen, wehmüthigen Abschiede von meinem unvergeßlichen N — trat ich nun den ein und dreyßigsten November meine Reise von neuem an.

Aber wie viel Gefahren! Wie viel mögliche Verräthereyen, da ich nicht weniger, als noch sieben andere Passagiere auf dem Wagen fand! Und diese Erzmaratisten sollten mich, wie es mein Wohlthäter ausgemacht hatte, bloß für einen fremden Deserteur ansehn, sollten mich mit verstecken helfen, und sollten nicht den mindesten Verdacht gegen mich schöpfen. Man sieht es, meine Errettung mußte beynahe durch ein Wunder geschehn.

Indessen schien es die ersten Paar Tage über meine Erwartung ziemlich gut zu gehen. So wie wir nemlich bey einem Posten ankamen, warf man Kleider, Mäntel, Tornister, Mantelsäcke auf mich, ja im Nothfall legten sich sogar noch ein Paar Weiber mit ihren Röcken drüber her u. s. w. Auf diese Art war ich an mehrern Orten unentdeckt geblieben, endlich kamen wir am fünften December zu Orleans an.

Es war des Vormittags um neun Uhr, die Pässe werden besichtigt, niemand bemerkte mich. Schon glaubte ich die Untersuchung geendigt, plötzlich tritt ein Of-

fizier hinzu und heißt alle herunter steigen. — „Warum?“ — fragte die eine Frau — „Ohne Widerrede!“ — erwiederte er trotzig — „Daß kein Einziger oben bleibt!“

Was war zu machen? — Meine Gefährten, meine Beschützer stiegen herunter und der Offizier trieb unaufhörlich geschwind zu seyn — „Jetzt!“ — sagte ich zu mir selbst — „Jetzt gilt es einen herzhaften Entschluß!“ — und hastig breite ich noch einige Ballen über mich aus, ziehe meine Pistole hervor, und setze sie an den Mund — „Jetzt laßt ihn kommen!“ — sagte ich leise zu mir selbst, und hielt den Athem an mich.

Endlich — O Mächte des Himmels! — Ich höre ihn auf das Wagenrad steigen, sein Fuß streift an meinem Schenkel vorüber, er ist neben mir, er tritt auf meinen rechten Arm, und stört in den obenliegenden Ballen herum — Jetzt dreht er sich seitwärts, wirft ein halbes Dutzend Tornister auf mich, und sucht in dem Vordertheile des Wagens nach.

Jetzt — O göttliche Vorsicht! — Du hast mich gerettet — Jetzt steigt er gerade über mich hinweg, und springt fluchend vom Wagen hinab. — Ich hatte in Todesangst gelegen, ich gestehe es, ehe ich wieder zu mir kam, waren wir längst zur Stadt hinaus — Den folgenden Tag Nachmittags

um zwey Uhr kamen wir glücklich in der Hauptstadt an.

Ich hatte meinem ehrlichen Fuhrmanne meine letzten hundert Livres und Assignaten gegeben, ich hatte ihm noch obendrein meine goldene Uhr geschenkt, jetzt werfe ich mich in einen Fiacker, und fahre geradesweges in die Wohnung meiner Lodoiska. — Ich bin auf dem Vorsaale, ich stehe an der Thür ihres Zimmers, ich höre sie sprechen; einen Augenblick — und wir stürzen einander in die Arme — „Gott, welches Wiedersehn! — Es war durch alle meine Leiden nicht zu theuer erkauft.

........................

Louvet hielt sich hierauf mit seiner Lodoiska zwey Monate in Paris verborgen, bis sie sich endlich abermals ein Asyl in der Schweiz zu suchen gezwungen sahen! Hier warteten sie das Ende von Robespierre's Blutregierung ab, und kehrten dann sicher nach Paris zurück.

# II.

# Brisson.

1.

Brisson hatte sich im Jahre 1785. auf Befehl der französischen Regierung mit wichtigen Aufträgen nach Senegal eingeschifft. Seine Reise war bis jenseits der kanarischen Inseln äußerst glücklich gewesen; als das Schiff am vierten August an der afrikanischen Küste plötzlich auf einen Felsen stieß. Brisson hatte die Geistesgegenwart, sich sogleich mit einigen Offizieren und Matrosen in die Schaluppe zu wer-

sen, und von diesem Augenblicke fängt seine eigene Erzählung an.

.......................

I.

So waren wir denn die zackichten Felsen der hohen verödeten Küste hinangeklimmt, und sahen nichts als eine sandige, mit Bergen eingeschlossene Ebene vor uns. Da wir indessen am Ende des Horizontes ein Paar weidende Cameele entdeckten, vermutheten wir nicht ohne Grund, daß die Gegend bewohnt seyn müßte, und beschlossen demnach herzhaft vorwärts zu gehen.

Wir kommen näher, und plötzlich wer-

den uns einige Kinder gewahr. Kaum haben wir Zeit uns umzusehen, so stürzen auf ihr Geschrey eine Menge Barbaren auf uns zu. Ihr Geheul, ihre Bewegungen, ihre drohenden Waffen, alles kündigte feindliche Gesinnungen an. Noch wollte ich versuchen, mich ihnen verständlich zu machen, aber in dem Augenblicke sehen wir uns umringt, einige meiner Gefährten werden zu Boden geschlagen, und wir übrigen entgehen dem Tode nur durch ein Wunderwerk.

Wir warfen uns nämlich in die Arme eines unbewaffneten Arabers, der in der Nähe stand, und der, wie wir nach-

her erfuhren, der Talbé oder Priester dieses Stammes war. Ich rede ihn an, ich beschwöre ihn uns zu retten, und verspreche ihm eine reiche Belohnung dafür.

Er steht still, betrachtet uns mit großer Aufmerksamkeit, und fragt mich endlich, wo und wie wir hergekommen sind. Ich erkläre mich, ich spreche von Senegal, und reiche ihm zugleich meine Uhr, meine Schnallen, meine Ringe u. s. w. nebst ungefähr zweyhundert und zwanzig Livres in Gelde hin. Seine Miene scheint sich zu erheitern, er legt seine Finger zwischen die meinigen, und befiehlt uns endlich mit ihm an die Küste zu dem Schiffe zu gehn.

Die Araber folgen uns, alles eilt nun, das Verdeck zu plündern, und von allen Seiten stürzen neue Haufen herbey. Bald werden sie mit einander handgemein, bald drohen sie uns niederzuschlagen, das Geheul, das Getümmel nahm mit jedem Augenblicke zu. Indessen fand der Talbe Mittel sich endlich mit uns davon zu machen, und sperrte uns alle zusammen in eine elende Hütte ein.

2.

Nichts von unsern Empfindungen, die keine Feder zu schildern vermag. So waren wir denn vielleicht auf ewig zu der härtesten Sclaverey verdammt! So wa-

ren wir vielleicht auf ewig von unserm Vaterlande, unsern Freunden getrennt. Gott! Welche Leiden, welche Erfahrungen hatte das Schicksal für uns aufgespart!

Drey Tage hatten wir in dieser elenden Hütte zugebracht, und nichts als etwas verdorbenes Gerstenmehl zu unserer Nahrung gehabt, als der Talbe mit der Horde in das Innere des Landes aufzubrechen beschloß. Unser Weg führte uns über lauter steile Gebirge, brennende Sandebnen u. s. w. dennoch zwangen uns die Barbaren immer zu Fuße zu gehen. Welche schreckliche Reise! Wir brachten vierzehn entsetzliche Tage darauf zu.

Um nun einige von meinen traurigen Abentheuern zu erzählen, so kamen wir eines Abends bey einem kleinen Gebüsche, unserm bestimmten Nachtlager an. Von der schrecklichen Tagereise erschöpft, hatte ich mich hinter das Gesträuch geworfen, als mir ein Araber mit rauhen Worten sein Cameel abzuladen befahl. Ich antwortete ihm mit Lebhaftigkeit, und er faßte mich bey dem Arme, um mich mit Gewalt zu dem Cameele hinzuziehn.

Doch kaum hatte er diese Bewegung gemacht, als ich vor Wuth und Erbitterung außer mich gerieth. Ihm einen Schlag in das Gesicht geben, mich losreißen, eine Lanze ergreifen, war das Werk eines

Augenblicks. Zu meiner größten Verwunderung nahm er indessen die Flucht, und schien von diesem Augenblick an mein besonderer Freund geworden zu seyn. So wahr ist es, daß man durch Unerschrockenheit sich immer und überall Achtung erzwingen kann.

Einige Tage darauf nahmen wir das Nachtlager bey einer freundschaftlichen Horde ein. Ich hatte mich einige Minuten von den Cameelen entfernt, als ich plötzlich einen bewaffneten Araber erblickte, der auf mich abzudrücken im Begriffe war! — „Schieß zu!" — rief ich gefaßt und kaltblütig, und riß meine Weste auf. — „Schieß zu! — Ich erwarte Dich!" —

Diese abermalige Unerschrockenheit schien ihn in Erstaunen zu setzen, und er ließ mich ruhig gehn.

Einige zwanzig Lieuen weiter hielten wir bey einer freundschaftlichen Horde an, deren Oberhaupt unsers Talbe Schwager war. Dieser behandelte uns mit vieler Menschlichkeit, ließ uns Kameelmilch u. s. w. geben, und schien besonders über meine traurige Lage sehr gerührt zu seyn. Endlich näherte er sich mir, faßte mich bey der Hand, und sagte mir leis ins Ohr:

„Armer Christ! Mein Bruder ist schon seit langer Zeit in meiner Schuld. Willst Du bey mir bleiben, so will ich mich mit ihm vergleichen.“

O hätte ich ahnden können, was mir bevorstand! — Da ich mich aber auf das vom Talbe erhaltene Versprechen verließ, nach Senegal oder Marocko gebracht zu werden, lehnte ich den Vorschlag dieses großmüthigen Mannes ohne Bedenken ab.

So kamen wir endlich am sechszehnten Tage nach unsäglichen Mühseligkeiten mit Aufgang der Sonne in unserm eigentlichen Lager an. Kaum hatten die Weiber ihre Männer empfangen, so fielen sie mit ihren Kindern wüthend über uns her, und trieben ihr grausames Spiel mit uns.

Sie warfen uns mit Steinen, spieen uns in das Gesicht, zerkratzten uns mit ihren Nägeln, rissen uns die Haare aus,

kurz sie behandelten uns mit weibischer Grausamkeit. Zuletzt stießen sie uns fort, um die Cameele abzuladen, dürres Gras zum Brennen auszuraufen u. s. w. bis endlich der Talbe, den ich zu Hülfe rufte, ihrer Wuth einigen Einhalt zu thun schien.

3.

Unter beschwerlichen Arbeiten und unter tausend Mißhandlungen waren bereits acht Tage vergangen, ohne daß ich den Talbe zu unserer Abreise nach Senegal die mindeste Anstalt machen sah. Auf mein Befragen entschuldigte er sich endlich mit der großen Hitze und setzte den ersten

Oktober dazu fest. Auch dieser Termin war endlich nach zwey und dreyßig entsetzlichen Tagen heran gekommen, ohne daß der Talbe zur Erfüllung seines Versprechens geneigt zu seyn schien.

Der Verräther! Ich merkte nur zu gut, daß er mich langsam sterben lassen wollte, daß er das Geheimniß von jenen ihm so treuherzig überlieferten Kostbarkeiten mit mir zu begraben entschlossen war.

Gleichwohl ward unsere Lage mit jedem Tage entsetzlicher, so daß ich einen meiner Unglücksgefährten nach dem andern verlohr. Bald sahe ich mich nun völlig allein, bald hatte ich keinen Trost und keine Hoffnung mehr!

So war der Februar 1786. heran gekommen, und ich war endlich aufs äußerste gebracht. In der Verzweiflung faßte ich daher den Entschluß, dem niederträchtigen Talbe alle seine Kostbarkeiten wegzunehmen und zu irgend einer andern Horde zu fliehen. Gesagt, gethan, ich ersah einen günstigen Augenblick, mich seines geliebten Kästchens zu bemächtigen, verbarg es in einem Loche, und beschloß noch dieselbe Nacht von dannen zu gehn.

Keine Stunde, als der unruhige Geizhals seinen Verlust bemerkte und sogleich den Thäter errieth. Athemlos eilte er in meine elende Hütte, und forderte es unter

Bitten und Thränen zurück. — „Ich schwöre es Dir bey Mohamed, bey allem was mir heilig ist, ich bringe Dich ohne Verzug nach Senegal! — Gieb mir das Kästchen zurück! — Du sollst Deine Freyheit auf der Stelle haben! Ich schwöre es Dir, verlaß Dich darauf!"

Lange hörte ich ihn gleichgültig an, endlich ließ ich mich erbitten, und gab ihm sein Kästchen zurück. — Ach, ich hatte freylich bey kälterem Blute mancherley Überlegungen angestellt. — Ich hatte bedacht, daß ich im Grunde nur Elend gegen Elend vertauschen würde, und ich hielt es demnach für besser, mit diesen feyerlichen Versicherungen zufrieden zu seyn.

Zwey Tage vergiengen, ohne daß der Talbe mich aus den Augen läßt — Am dritten, o seegensvoller Zufall, der mir auf einmal meine Freyheit wieder gab! Unvermuthet kam nemlich der Schwager des Talbe mit Sidi Mohamed, einem Sherif des Stammes Trargea an, der während meines ersten Aufenthalts in Senegal mehrmals bey mir gewesen war. Er sieht mich, er hört meine Geschichte, er betrachtet mich näher und kommt endlich auf mich zu.

„Bist Du Brisson?“ — Ich bejahe es und voll Erstaunen wendet er sich zu den übrigen und sagt ihnen, daß ich der Intendant, daß ich der Besitzer von un-

geheuren Magazinen bin, für deren Eigenthümer er mich hält.

In dem Augenblicke ist der gutmüthige Schwager des Talbe (dessen Antrag ich ehemals so unvorsichtig von mir gewiesen hatte) mit ihm bey Seite gegangen, und ehe ich mich vor Freude fassen kann, bin ich an ihn, den guten Sidi Sellem — so hieß er — um fünf Cameele verkauft!

„Morgen brechen wir nach Mogador auf!“ — rief er mir zu — „Ja nach Mogador! — fiel der Talbe ein — Sieh, ob ich ein Mann von Wort gewesen bin.“ — Nach Mogador! — wiederholte ich mit Entzücken, und ein Strom von Freudenthränen stürzte auf meinen

Er-

Erretter herab. — Gott, welcher Augenblick! Welche Nacht voll seeliger Hoffnungen und himmlischer Trunkenheit.

4.

Kaum graute der Morgen, so wurden die Gebete gesprochen, die Waschungen verrichtet, die Cameele geladen, die Morgenportionen verzehrt, endlich — o unvergeßlicher Tag! — endlich nehmen wir Abschied; wir besteigen die Cameele, wir reiten zu dem Lager hinaus, wir haben es hinter uns — jeder Schritt bringt mich näher nach Mogador.

Die ersten zwey Tagereisen vergiengen ohne weitere Merkwürdigkeit. Am dritten

aber ward meine Standhaftigkeit von neuem auf die Probe gestellt, indem ich wegen der Ermüdung meines Cameels, durch den brennenden Sand zu Fuße zu gehen gezwungen war. Dennoch ertrug ich es nicht nur diesen, sondern sogar vier ganze Tage zu meiner eigenen Verwunderung. Aber ich sollte ja mein Vaterland, ich sollte ja meine Gattin und meine Kinder wiedersehn!

Am siebenten Tage unserer Reise indessen hätte mich beynahe ein unglücklicher Zufall von neuem in die Sclaverey gebracht. Wir hatten nämlich zu Mittag in einem Thale gefüttert, aus dem der Weg nach meiner Meinung zur rechten

Hand abging. Ich steige demnach die Anhöhe hinan, ohne daß mir mein Araber das Gegentheil sagt, halte mich eine Zeitlang in einem Gebüsche auf, und gehe dann gutes Muthes meine Straße fort.

Aber jetzt — Himmel! wo sind die Cameele geblieben? — Ich sehe mich um, ich eile an dem Rand des Hügels zurück — Allmächtiger Gott! — in der ganzen Gegend ist keine Spur von ihnen zu sehen.

Außer mir vor Angst, fange ich nun aus Leibeskräften zu schreyen an — „Sidi Sellem! Wo seyd Ihr? — Sidi Sellem! Wo seyd Ihr?“ — Vergebens, er hört mich nicht. Endlich seh ich

in der Ferne vier bis fünf Araber kommen; und in der Meinung, daß sie mich suchen wollen, stürze ich ihnen hastig entgegen und auf sie zu. Aber in dem Augenblick fallen sie wüthend über mich her, und schleppen mich in eine Höhle, um mich zu plündern.

Noch weiß ich nicht, durch welches Wunder es mir gelang, mich von den Barbaren loszureißen, ich weiß nur, daß ich in Hast den Hügel herunter stürzte, und halbtodt bey unserer Karavane ankam. Sidi Sellem schalt mich wacker aus, und verbot mir jemals wieder von seiner Seite zu gehen.

5.

So zogen wir denn weiter, über ungeheure Gebirge, durch schreckliche Wälder, durch liebliche Thäler, wo jeder Tag reicher an neuen Erfahrungen war. — Endlich nach einer Reise von vierzig Tagen kamen wir in der Stadt Guadnum an, wo ich bey einem Juden — der Name des edeln Mannes war Aaron — die großmüthigste Unterstützung fand. Er hatte sich mehr als einmal über den Undank französischer Sklaven zu beklagen gehabt, dennoch schien sein Edelmuth unerschöpflich zu seyn.

Eine Woche hatten wir in Guadnum ausgeruht, noch zwölf Tagereisen und wir

waren in Mogador. Mehr als einmal glaubte ich indessen, diesen langersehnten Hafen nicht erreichen zu können. Mehr als einmal glaubte ich vor Hitze und Erschöpfung mitten auf dem Wege zu sterben, aber immer munterte mich Sidi Sellem wieder von neuem auf.

„Frisch, Brisson! Bald sind wir am Meere! — Bald wirst Du die Schiffe sehn!" — Endlich steigen wir einen Hügel hinauf und im glänzenden Abendrothe sehe ich die Rhede von Mogador.

Ich eile vorwärts, ich zähle die Schiffe, ich erkenne die französische Flagge, und Freudenthränen stürzen meine Wangen hin-

ab — „Nun Brisson — sagte Sidi Sellem — Nun so sprich doch! — Bist Du zufrieden? — Siehst Du die Schiffe? — Fehlt es hier an Franzosen? — Hab' ich mein Wort gehalten? — Hab' ich Dich zu Deinen Landsleuten gebracht?"

Ach, was konnte ich antworten! — Sprachlos drückte ich ihm die Hand und legte sie an mein Herz. — Der ehrliche Araber verstand mich, und that Freudenschuß über Freudenschuß.

Rasch gieng es nun vollends nach Mogador hinein, wo ich bey meinen Landsleuten alle nur mögliche Unterstützung fand. Nachdem wir hier eine Woche ausgeruht hatten, setzten wir unsere Reise

nach Marocko fort. Hier ward ich dem Kaiser vorgestellt, und nach einigen Unterhandlungen für frey erklärt.

Ich kehrte darauf nach Mogador zurück, belohnte mit Hülfe meiner Landsleute den guten Sidi Sellem, wie er es verdiente, und schiffte mich endlich glücklich nach meinem Vaterlande ein.

III.

# Anqvetil du Perron.

Anquetil du Perron, ein junger französischer Gelehrter, hatte, um die alte Persische und Samskretanische Sprache zu erlernen, troz seiner Armuth, den kühnen Entschluß gefaßt, nach Ostindien zu gehen. Er ließ sich daher als gemeiner Soldat anwerben und trat so diese lange beschwerliche Reise mit vielem Muthe an. Die Darstellung seiner Abentheuer und seiner

Schicksale mag der Gegenstand seiner eigenen Erzählung seyn.

.....................

I.

Es war den siebenten November 1754. als ich mich mit dem Commando von Paris nach l'Orient, wo wir uns einschiffen sollten, auf den Weg begab. Zwey Hemden, zwey Schnupftücher, ein Paar Strümpfe, ein mathematisches Besteck und eine hebräische Bibel machten mein ganzes Gepäcke aus.

So kamen wir endlich nach einer äußerst beschwerlichen Reise von zehn Tagen in l'Orient an, wo ich mich sogleich bey dem Direkteur der Ostindischen Compagnie,

dem ich empfohlen worden war, zu melden beschloß.

Herr Saint Ard nahm mich mit Verwunderung, aber auch zugleich mit vieler Güte auf. Er ließ mir die Freyheit außerhalb der Caserne zu wohnen, und schien fast väterlich für mich besorgt zu seyn. Ihm habe ich es auch zum Theil zu verdanken, wenn mein Schicksal bald darauf eine günstige Wendung nahm. *) Ich wurde nemlich vom Dienste freygesprochen, erhielt eine

*) Vielen Antheil hatten aber auch die Herren Barthelemy, Caylus, Bignon und Malesherbes durch ihre Empfehlungen bey dem Herrn von Silhouette daran gehabt.

königliche Pension von fünfhundert Livres, bekam freye Überfahrt in der Cajüte, und ward mit den besten Empfehlungsbriefen an den Statthalter von Pondichery versehen.

2.

Es war den vier und zwanzigsten Februar 1755, als ich mich endlich an Bord des großen Compagnieschiffes begab. Ich kannte niemanden, als den Capitain, Herrn Boisqvesnay, und auch diesen hatte ich nur ein einziges mal gesehen. Indessen ward ich von sämmtlichen Offizieren mit vieler Güte empfangen, und hatte alle Ursache mit ihrem Betragen zufrieden zu seyn.

Die ersten vierzehn Tage litt ich viel von der Seekrankheit, und brachte fast die ganze Zeit im Bette zu. Allmählich aber fieng ich an mich besser zu befinden, und ehe vier Wochen vergiengen, war ich völlig an das Seeleben gewöhnt.

Als aber bald darauf eine Art von hitzigem Fieber auf dem Schiffe ausbrach, wodurch wir den Capitain, und noch an hundert Mann von der Equipage verlohren; bekam ich eine sogenannte falsche Pleuresie, die mich abermals mehrere Wochen im Bette hielt.

Endlich ward ich jedoch durch die Sorgfalt unsers Arztes wieder hergestellt, und befand mich von nun bis zu unserer An-

kunft in Pondichery so wohl als es nur auf einem Ostindienfahrer möglich ist.

Nach einem kurzen Aufenthalte in diesem Hafen, so wie in dem von St. Paul auf der Insel Bourbon, wo wir Erfrischungen einnahmen, und wo ich mehrere interessante Bekanntschaften machte, setzten wir unsere Reise ohne weitere Zufälle bis nach Pondichery fort. Hier giengen wir endlich den neunten August 1755. glücklich vor Anker, worauf ich mich schon den eilften August ans Land begab.

3.

Es war des Morgens um zehn Uhr, ich eilte sogleich in den Pallast des Statthal-

halters des Herrn von Leyrit, an den ich empfohlen war. Ich fand den Vorsaal mit einer Menge prächtig gekleideter Offiziere angefüllt, unter denen ich einen langen, hagern Mann in einem weißen Schlafrocke, mit einer zwölf Zoll hohen weißen Mütze, gleich einer Statue hervorragen sah. Es war der Statthalter, und so drängte ich mich durch den Haufen hindurch, machte eine Verbeugung, und übergab ihm meinen Empfehlungsbrief.

Er las ihn — „Wir wollen sehen!" — gab er zur Antwort, ohne mich jedoch eines Blickes zu würdigen. Ich wollte jetzt etwas über den Endzweck meiner Reise sagen, allein ohne mich anzuhö-

ren, steckte er den Brief in die Tasche, ließ mich stehen und fuhr fort mit zwey Räthen auf und ab zu spazieren, mit denen er eben im Gespräch begriffen war.

„Welcher Empfang!“ — dachte ich bey mir selbst, und zog mich traurig in einen Winkel zurück. Zwar war ich noch mit einigen andern Empfehlungsbriefen versehen, leider befanden sich aber diese Herren nicht in Pondichery. Endlich fragte ich nach dem Commandanten Herrn Goupil, und hörte zu meinem großen Vergnügen, daß er noch in Pondichery stand.

Ich eilte ihn aufzusuchen, und fand die edelste Aufnahme bey ihm. Er räumte mir ein Zimmer in seinem Hause ein, ver-

sahe mich mit Kleidern, Wäsche u. s. w. kurz er sorgte wie ein zweyter Vater für mich.

Indessen verstrichen mehrere Wochen, ohne daß der Statthalter etwas wegen meines Schicksals entschied. Man hatte mir Hoffnung gemacht, einen beträchtlichen Zuschuß aus der Casse der Compagnie zu erhalten, allein der Statthalter schien nicht geneigt dazu.

Nur auf wiederholte Vorstellungen ließ er sich endlich bewegen, mir noch vierzehnhundert Livres auszusetzen, so daß sich also meine jährliche Pension auf neunzehnhundert Livres belief. Wahrscheinlich hatte er mich erst beobachten wollen, denn

von nun an schien er mir sehr gewogen zu seyn.

4.

Sieben Monate war ich nunmehr in Pondichery gewesen und hatte bereits einen kleinen Anfang in der alten persischen Sprache gemacht, als ich endlich mit Herrn Goupil, der ein Truppencorps commandirte, nach Gengy zu gehen beschloß. Allein ein bösartiges Fieber nöthigte mich bald darauf nach Pondichery zurückzukehren, wo ich nur mit vieler Mühe gerettet ward.

Endlich hielt ich es für das Beste, diese Küste völlig zu verlassen und nach Ben-

galen zu gehen. So wenig nun auch Herr Leyrit und meine übrigen Freunde diese Reise zu billigen schienen, gaben sie mir dennoch die besten Empfehlungsbriefe mit.

Es war demnach den ersten April 1756. als ich mich an Bord eines nach der Mündung des Ganges bestimmten Schiffes begab, und den zwanzigsten April, als ich zu Schandernagor ans Land stieg. Trotz meines Fiebers, das mich noch immer nicht ganz verlassen hatte, eilte ich nun sogleich zu dem Direktor der Compagnie, an den ich empfohlen war.

Allein zu meinem großen Verdrusse schien er nur wenig auf diese Briefe zu achten, und behandelte mich mit der äu-

ßersten Gleichgültigkeit. Ohne den Edelmuth zweyer Jesuiten Boudin und Mozac, die ich in ihrem Kloster aufgesucht hatte, würde ich gewiß sehr übel daran gewesen seyn.

Ihrer Vermittelung hatte ich es auch zu verdanken, daß endlich der Direktor etwas gefälliger wurde, und mir einen Gehalt wie zu Pondichery auszuzahlen versprach.

Eifrig fuhr ich nun fort mich mit der alten persischen Sprache zu beschäftigen, wozu in Schandernagor sehr gute Gelegenheit war. Ich lief dabey in den Pagoden herum, besuchte die Handwerksleute, untersuchte ihre Werkzeuge, und machte

mich mit den Benennungen derselben bekannt. Zu gleicher Zeit fieng ich auch an, mich blos auf vegetabilische Speisen einzuschränken, was sowohl für meinen Beutel, als für meine Gesundheit gleich vortheilhaft war.

Einige Monate darauf hörte ich von einem kleinen Orte bey Benares sprechen, wo es eine Menge geschickter Braminen gab. Nichts schien mir wünschenswerther als bey diesen das Samskretanische lernen zu können, und so machte ich sogleich den Plan über Cassimbazar dahin zu gehen.

Schon hatte ich deshalb an den Direktor zu Cassimbazar geschrieben, als ich

ein neues Fieber bekam. Wiewohl ich nun schon drey Wochen darauf wieder hergestellt wurde, sahe ich mich doch beynahe völlig von Gelde entblößt.

In dieser Verlegenheit, die durch die damaligen kriegerischen Umstände *) täglich drückender wurde, erhielt ich endlich einen Brief aus Surate, der mir Leben und Hoffnung wieder gab. Er war von Herrn le Verrier, Direktor des französischen Comtoirs zu Surate, dem ich ebenfalls aufs Beste empfohlen worden war.

---

*) Die Engländer waren nemlich bereits gegen die französischen Besitzungen im Anmarsch.

Ich hatte ihm einige Neupersische Zeilen mit indischen Charaktern geschickt, er hatte sie einigen Persischen Priestern gezeigt, und sie hatten sie für richtig erklärt.

Bald darauf hatten sie ihm ihre alten religiösen Schriften gewiesen, und ihm die Versicherung gegeben, ich würde ihnen als Schüler willkommen seyn. Es war den siebenten März 1757. wo ich diese angenehme Nachricht erhielt.

„Wohlan denn!" — sagte ich zu mir selbst — „Jetzt laßt uns unverzüglich nach Surate gehen!" — Zwar wurde Schandernagor bereits von den Engländern bedroht, zwar konnte ich jeden Augenblick gefangen und nach Europa zurückgeschickt wer-

den — ich wußte es, aber mein Entschluß war gefaßt.

Ohne mich weiter zu bedenken, machte ich mich auf den Weg, und kam auch wirklich am zwölften März Abends um sechs Uhr glücklich in Cassimbazar, oder wie es eigentlich heißen sollte, in Sedabad an.

Herr Law, der Direkteur, nahm mich mit vieler Freundschaft auf, und schlug mir vor, in seinem Gefolge mit zur Armee zu gehen. Leider mußte ich aber bald erfahren, daß ein großer Theil der Offiziere gegen mich eingenommen war. Ich entschloß mich also kurz das Lager zu verlas-

sen, wiewohl ich nicht über eine Rupie in Golde besaß.

5.

Es war den ersten May 1757. als ich mich in Begleitung eines einzigen indischen Bedienten auf den Weg nach Surate begab. Ich hatte ein großes Pistol, zwey kleine Puffer und einen Säbel bey mir, der zugleich einen Stock abgab, während mein Bedienter ein kleines Päcktchen mit einer hebräischen Bibel, einem Persischen Manuscripte, zwey Hemden, und einem silbernen Becher trug.

So ausgerüstet sollte ich zu Lande über Pondichery nach Surate gehen, eine Rei-

se, die durch diese Gegenden bis jetzt noch unerhört gewesen war!

Dennoch war ich auf alles, und selbst auf das Schlimmste gefaßt. „Wie es auch kommen mag!“ — sagte ich zu mir selbst — „Ich habe wenigstens mein Möglichstes gethan!“ — So wanderten wir den ersten Tag ohne weitere Abentheuer fort. Als wir aber nach Radjemahal kamen, hatte die Geschwulst an meinen Füßen so sehr zugenommen, daß ich mir ein kleines Pferd zu kaufen beschloß. Es gelang mir eines für achtzehn Livres zu erhalten, und so reisten wir denn etwas erleichtert von Radjemahal wieder ab.

Schon glaubten wir uns Nachmittags in der Nähe von Aurengabad als unserm nächsten Nachtlager zu befinden, als ich zu meinem großen Schrecken bemerkte, daß es gar nicht die rechte Straße war. Bald fieng es nun an dunkel zu werden, wozu noch ein heftiger Wirbelwind kam.

Man denke sich unsere Verlegenheit! Sollten wir die Nacht mitten unter den Tiegern auf dem Felde zubringen? Oder sollten wir wieder umkehren?

Nach langem Hin- und Hersinnen hielt ich es doch fürs Beste, unsern Weg fortzusetzen und so kamen wir endlich nach Mitternacht zu meiner großen Freude in Aurengabad an.

Da indessen schon alles im Schlafe lag, und alle Häuser geschlossen waren, so mußten wir den übrigen Theil der Nacht ohne Feuer und beynahe ohne Obdach, in einem alten verfallenen Caravanseray zubringen.

Den andern Morgen setzte ich meine Reise nach Morutabad fort, wo ich einige Tage auszuruhen beschloß, und bey einem Landsmann, Herrn Changeac die freundschaftlichste Aufnahme fand.

Ich verkaufte hier meinen Becher u. s. w. und schaffte mir einen Bogen mit Pfeilen, einen Dolch, ein indisches Schild, und einen dergleichen Säbel, so wie noch

ein kleines Bengalisches Pferdchen dafür an. Auch nahm ich noch einen Boten nebst zwei indischen Soldaten zur Bedeckung mit, und trat auf diese Art nach einem Aufenthalte von neun Tagen, meine gefährliche Reise von neuem an.

Meine ganze Equipage bestand nunmehr aus einem Überrocke von gestepptem Cattun, zwey Camisolen von Tuch, einem Paar leinenen Pantalons, einem Paar tartarischen Stiefeln und einem runden Hute. Hierzu kamen noch eine Flasche, einige Bogen Papier, ein Bleystift und ein tragbares Schreibezeug. Alles zusammen ward in einen Sack gesteckt, den ich an meinen Sattelknopf hieng.

6.

So hatte ich mich denn mit meinen Begleitern voller Herzhaftigkeit den funfzehnten May auf den Weg gemacht, ohne daß uns in den ersten vier Tagen irgend ein merkwürdiges Abentheuer aufstieß.

Den zwanzigsten May Mittags werden wir von einem indischen Posten angehalten, passirten aber vermöge einiger Pecas oder indischen Sous, ohne Schwierigkeit. Mehr Mühe hatten wir einige Tage darauf bey einem zweyten Posten, wo es beynahe zu Thätlichkeiten kam.

Zum Unglück erfuhr ich hier, daß der Direktor des französischen Comtoirs in Balassore, wohin mein Paß lautete, von den

Eng-

Engländern nach Calcutta geschleppt worden war, weshalb ich lieber nach Katek zu gehen beschloß.

Unterdessen merkte ich bald, daß meine Leute den Plan gemacht hatten, fortzulaufen, weshalb ich sie niemals aus den Augen ließ, auch jeden Abend ihre Hüte zu mir nahm und unter meinem Schilde verbarg. Allein demohngeachtet wußten sie am sechs und zwanzigsten des Morgens, wo ich mich wegen eines Bedürfnisses entfernt hatte, einen günstigen Augenblick zu ersehen, und machten sich plötzlich davon.

Man denke sich meinen Schreck und meine Verlegenheit! Indessen was war hierbey zu thun? Ich eilte, mein Pferd

zu satteln und setzte ihnen einige Stunden, wiewohl vergebens nach. Endlich fiel mir ein, daß der Streit mit dem Befehlshaber des letzten Postens vielleicht schlimme Folgen für mich haben könnte. Ich hielt es demnach fürs Beste umzukehren, und schlug meinen Weg nach Südwest ein.

Als ich eine Weile fortgeritten war, kam ich bey einem kleinen indischen Dorfe an, wo ich einen Mahomedanischen Fakir fand. Ich versprach ihm eine Rupie, um mich nach Pipli zu bringen, wozu er sich auch endlich bewegen ließ. Unterweges hatte er die Klugheit, mich für einen französischen Capitain auszugeben, was mir

bey den nichts weniger als englischgesinnten Seyeds sehr zu statten kam.

Zu Pipli ward ich auch Kraft dieser Eigenschaft von dem Cotual oder Oberrichter, mit vieler Freundschaft aufgenommen, so daß er mir sogar einen seiner Bedienten zur Begleitung mit nach Balassore gab, wohin er mir jetzt zu gehen rieth.

Den ersten Tag stieß mir weiter kein Abentheuer zu, den zweyten aber, ward ich jenseits des Flusses Balassore von einem indischen Piquet angehalten, das bey einem kleinen Gebüsche postirt war. Ohne meine Verlegenheit zu verrathen verlangte ich in einem hohen Tone zu dem Rajah ge-

führt zu werden, dessen Lager sich in der Nähe befand. Es geschah und so ward ich bald darauf vor ihn gebracht.

Es war ein kleiner, dicker, friedlicher Mann, der den Franzosen sehr gewogen zu seyn schien. Er befahl mir einen Teppich zu geben, reichte mir etwas Betel hin, und fragte endlich, was die Ursache meiner Reise sey. Ich nahm hierauf keinen Anstand mich für einen Agenten des Herrn Law auszugeben, und zeigte ihm deshalb meinen Paß von Schandernagor vor, wiewohl freylich kein Wort von einer Agentschaft darin zu finden war.

„Wie geht das zu?“ — fragte mich sein Secretair. — „Es ist der Engländer

wegen geschehen!" — gab ich zur Antwort, und der Rajah begnügte sich damit. Eben so, als er den Paß des Nabob verlangte, und ich ihm von einem alten zerrissenen nur das Siegel sehen ließ. — Ich merkte wohl, daß er mit den bloßen Formalitäten zufrieden war.

Er befahl hierauf, mich mit den nöthigen Pässen zur Fortsetzung meiner Reise zu versehen, und gab mir überdem noch verschiedene Empfehlungsbriefe an seine Nachbarn oder Befehlshaber mit.

7.

Es war den dreyßigsten May, als ich Balassore in einem, der Würde eines Ge-

sandten allerdings sehr angemessenen Aufzuge verließ. Ich hatte nicht nur eine besondere Bedeckung von einem Soldaten und zwey Alkaras oder Gerichtsbedienten, sondern auch noch einen Stallmeister, einen Bedienten und einen Koch bey mir.

Schon am andern Morgen indessen fanden der Koch und der Stallmeister für gut mich zu verlassen, und eben so blieb auch der eine Alkara, Krankheitshalber in einem Flecken zurück.

Dafür bekam ich hingegen schon am zweyten Tage eine Reisegesellschaft, die mir ungleich nützlicher und erfreulicher war. Es gesellten sich nemlich neunzehn sipoyische Talengas oder Soldaten zu mir, un-

ter denen sich auch ein schönes junges Weib befand.

Ich weiß nicht, ob mich meine Eitelkeit täuschte, oder ob mich die Schöne würklich nach ihrem Geschmack fand, genug, sie betrachtete mich öfters mit vieler Zärtlichkeit, und bot sich sogar zu meiner Gehülfin beym Kochen u. s. w. an.

Leider war ich aber zu sehr mit meiner Reise beschäftigt, um diese günstigen Gesinnungen benutzen zu können, weshalb ich auch endlich meinen Alkara ohne Eifersucht meine Stelle einnehmen sah.

So kam der Abend heran, unvermuthet stießen wir auf einen Haufen Fakirs oder indische Pilgrime, die bekanntlich ih-

rer Räubereyen wegen sehr berüchtigt sind. Trotzig riefen sie uns schon von weitem zu still zu stehen, und schickten drey bewaffnete Männer gegen uns ab.

„Wo seyd Ihr her?“ — „Wo wollt Ihr hin?“ — Sogleich zog mein Alkara den Paß des Rajah hervor, wobey er aber sehr klüglich kein Wort von meiner angeblichen Gesandtschaft fallen ließ.

Sie schienen den Paß mit vieler Aufmerksamkeit zu lesen, küßten das Siegel, und gaben mir ihn freundlich zurück. Auf diese Art konnte ich ungehindert durch ihren beynahe sechstausend Mann starken Haufen passiren, ohne daß mir das Mindeste von meinen Sachen genommen ward.

Nach einer sehr beschwerlichen Reise von fünf Tagen kam ich endlich den siebenten Junius Nachmittags um zwey Uhr in Ganjam an. Ich eile in das französische Comtoir, dessen Existenz ich erst an den Thoren der Stadt erfuhr, und finde einen Freund, Herrn Achem, mit dem ich schon in Pondichery bekannt geworden war.

Kaum konnte er mich wieder erkennen, so sehr war ich von der Sonne verbrannt. Indessen ließ er mir eine Mahlzeit zubereiten, und räumte mir ein Zimmer ein, wo ich sieben und zwanzig Stunden nach einander schlief. Es war die erste ruhige Nacht, die ich seit sechzig Tagen gehabt

hatte, auch fand ich mich außerordentlich dadurch gestärkt.

Nachdem ich hier ungefähr acht Tage ausgeruht hatte, brach ich endlich den funfzehnten Junius wieder nach Pondichery auf. Der gute Herr Achem hatte mich mit Geld und einigen Kleidungsstücken versehen, auch gab er mir einen neuen Alkara und zwey Sipayen mit.

## 8.

So setzte ich denn meine Reise ohne besondere Abentheuer bis nach Schickalal fort; wo ich den jungen Herrn Law, den Bruder des Commandanten von Cassimbazar, und mehrere andere Franzosen fand.

Sie waren im Begriff noch denselben Abend zu unserm Lager abzugehen, das ohngefähr eine Tagereise entfernt war. Indessen empfiengen sie mich mit vieler Herzlichkeit, gaben mir Wäsche u. s. w. und theilten mir unter andern auch die Nachricht von der Ankunft meines Bruders in Pondichery mit.

Nachdem ich einige Stunden ausgeruht hatte, brachen wir alle zusammen nach dem Lager auf. Der Weg war ziemlich gefährlich, dennoch kamen wir nach Mitternacht glücklich daselbst an. Herr Bussy, der General unserer Truppen hatte indessen bereits Ordre gegeben ihm den angeblichen Gesandten mit Anbruch des Tages vorzu-

stellen, und so ward ich denn um fünf Uhr Morgens in sein Zelt geführt.

Ich gesteh' es, ich litt nicht wenig dabey, ihm meine Verlegenheit entdecken zu müssen, indessen nahm er meine Erklärung mit vieler Güte auf, und versprach mir zu der Fortsetzung meiner Reise behülflich zu seyn. Es wurde darauf beschlossen, daß ich mit dem jüngern Herrn Law nach Mazulipatam reisen sollte, und so machten wir uns denn den vier und zwanzigsten Junius mit einander auf den Weg.

Unsere Reise war ohne Merkwürdigkeiten, wir kamen am neunten Tage oder den zweyten Julius in Mazulipatam an. Ich bekam hier auf Herrn Bussys Empfehlun-

gen meinen rückständigen Gehalt von dreyhundert Rupien ausgezahlt, kaufte mir einen Palanquin u. s. w. und setzte endlich den achtzehnten Julius meine Reise nach Pondichery fort.

Je mehr ich mich dem ersten Ziele meiner beschwerlichen Wanderschaft näherte, desto brennender ward auch meine Begierde bald in Surate zu seyn. — „Ja in Surate!" — sagte ich zu mir selbst — „In Surate, wo ich die Früchte aller meiner Beschwerden erndten werde!"

So kam ich nach einer ziemlich beschwerlichen Reise von sieben Tagen, bey Irempali an, wo ein französisches Corps unter dem Befehl des Ritters von Mury

stand. Er nahm mich sehr gütig auf, stellte mich dem Nabob vor, und würkte mir eine Bedeckung von sechs Soldaten aus. Ich reiste nun mehrere Tage durch dicke Waldungen u. s. w. bis ich endlich die Küste Coromandel erreichte und in das holländische Fort Paliacete kam.

Hier fand ich Wohlwollen und Unterstützung, hörte aber auch zu meinem großen Verdrusse, daß der Weg zu Lande ohne einen Paß von dem Commandanten in Madras unmöglich sey. Ich entschloß mich demnach kurz und gut, nach Pondichery vollends zu Wasser zu gehen, wozu mir auch der holländische Gouverneur ein kleines

indisches Fahrzeug, eine sogenannte Sche=
lingve ausrüsten ließ.

Es war den ersten August, Abends um sechs Uhr, als ich mich mit meinem Palanquin an Bord des kleinen Fahrzeuges begab. Die ersten zwey Tage litt ich viel von der Seekrankheit, weswegen meine Ruderer ziemlich schläfrig arbeiteten. Am dritten Morgen aber, wo ich mich beynahe im Angesicht von Madras befand, zwang ich sie, mit der Pistole in der Hand, so thätig als möglich zu seyn.

So ruderten wir höchstens zwey Büchsenschüsse vom Lande vorbey, ohne daß uns

jemand gewahr zu werden schien. Aber kaum hatten wir die mit Schiffen bedeckte Rhede hinter uns, als ein Kanonenschuß geschah, und eine Menge leichter Fahrzeuge sich in Bewegung zu setzen schien. Man denke sich meine Verlegenheit, indessen kamen wir glücklich davon.

Zwey Meilen weiter, wo ich nichts mehr von den Engländern zu befürchten hatte, entschloß ich mich endlich an das Land zu steigen, zumal da das Meer sehr unruhig und meine Schelinqve an mehrern Stellen leck geworden war. Ich zwang daher meine Ruderer auf den Sand zu laufen, den Palankin ans Land zu tragen, und vor mir herzugehen.

Wir

Wir passirten durch mehrere Dörfer, wo man uns vor den Engländern warnen zu müssen glaubte, kamen aber doch endlich glücklich in Sadras an. Hier entließ ich meine Palankinträger, nahm einige andere Begleiter, schrieb an Herrn von Leyrit und meinen Bruder in Pondichery, und brach endlich den zehnten August um vier Uhr Morgens nach Kurekatti auf.

Die Begierde nach Pondichery zu kommen, gab mir Flügel, schon um ein Uhr Mittags stieg ich vor dem Hause des Herrn Goupil ab, der mit seiner Familie und meinem Bruder eben bey Tische saß. Welch ein Wiedersehn! Ich hatte eine Reise von

wehr als vierhundert französischen Meilen durch fast unwegsame Länder *) zurückgelegt; man sahe meine Erhaltung für eine Art von Wunderwerk an.

Alles mußte sich nun nach meinen Wünschen fügen, so ungünstig mir auch die jetzige Lage der Dinge anfangs zu seyn schien. Ich bekam eine Anweisung auf die Casse der Compagnie und mein Bruder wurde zum zweyten Vorsteher des Comtoirs von Surate ernannt.

Wir schifften uns hierauf am 27. Okto-

---

*) An drittehalbhundert teutsche.

ber 1757. nach Mahé ein, langten daselbst den 17. November an, fanden aber erst im Februar des folgenden Jahres Gelegenheit über Goa nach Surate zu gehen.

.........................

Nach vieler Mühe und mancherley Verdrüßlichkeiten gelang es hier unserm Reisenden nicht nur die ihm nöthigen Sprachen zu erlernen, sondern auch die wichtigsten Religionsbücher der Parsen zu erhalten. Er fuhr fort sich mit diesen Studien bis zum Jahre 1761. zu beschäftigen, wo er endlich wieder nach Europa gieng.

Bekanntlich hat er sich nachher durch die Herausgabe seiner Übersetzung des Zendaveste und mehrere andere Werke bekannt gemacht, die zum Theil erst vor wenig Jahren in Paris erschienen sind, wo der Verfasser noch als Mitglied des National-Instituts lebt.

# IV.

# Hynes

## und seine

## Unglücksgefährten.

Capitain Coxon war im Junius 1783. von Trinkomale abgesegelt, und mochte sich ohngefähr unter dem 29sten Grade Südlicher Breite, an der Küste von Afrika befinden; als das Schiff auf eine blinde Klippe stieß, und wenig Minuten nachher von einander borst. Capitain Coxon hatte indessen das Glück sich mit einem Theile der Mannschaft an das Ufer zu retten, und hiermit

hebt die Erzählung ihrer eigentlichen Abentheuer an.

## 1.

Es war den vierten August Abends um neun Uhr, als sie sich endlich nach einem langen schrecklichen Todeskampfe alle beysammen am Ufer sahn. Die Eingebohrnen, die sie sogleich für Caffern erkannten, hatten sich begnügt, die angeschwommene Ladung zu plündern, und sich zu ihrer großen Freude, ohne ihnen weitern Schaden zuzufügen, mit Einbruch der Nacht vom Ufer entfernt.

Sie benutzten ihre zurückgelassenen Koh-

len, um mit den angeschwommenen Masten u. s. w. ein großes Feuer anzuzünden, und richteten sich von einigen Schweinen, Gänsen und Hünern, die das Meer an den Strand geworfen hatte, eine Abendmahlzeit zu. Übrigens gelang es ihnen, auch noch diesen Abend ein Faß Rindfleisch, ein Faß Waizenmehl, und zwey Orthofte Arrack aufzufischen, wovon jeder seinen bestimmten Antheil erhielt.

So war die Nacht vergangen, als sie mit Tagesanbruch einen ganzen Haufen von Caffern an das Ufer kommen sahen. Schon fiengen sie an auf ihre Vertheidigung zu denken, allein auch diesesmal schienen die Wilden bloß aufs Plündern be-

dacht zu seyn. Die Engländer benutzten indessen die Gelegenheit, noch einige Fässer mit Fleisch und Waizenmehl aufzufischen und beschlossen nun am folgenden Tage tiefer ins Land zu gehn.

Zu diesem Ende rief Capitain Coxon die ganze Gesellschaft zusammen, vertheilte den Mundvorrath zu gleichen Theilen, fragte, ob man ihn auch zu Lande als Capitain erkennen wollte, und erhielt ein einstimmiges Ja zur Antwort darauf. Er versicherte demnach, daß er in Zeit von funfzehn bis sechszehn Tagen, bey einer holländischen Niederlassung anzukommen dächte, empfahl indessen den Leuten mit ihren Provisionen sparsam umzugehen, und trat

endlich an der Spitze des ganzen Haufens diese abentheuerliche Reise an.

Acht Tage mochten sie ungefähr unter häufigen Kämpfen mit den räuberischen Caffern und großen Mühseligkeiten fortgewandert seyn, als sich die Gesellschaft plötzlich zu theilen beschloß.

Als Ursache hiervon gab der unzufriedene Theil die Langsamkeit des Marsches an, die freylich bey der Schwäche der drey oder vier Frauenzimmer, die sich bey der Gesellschaft befanden, unvermeidlich war.

Die Trennung dauerte indessen nicht länger als den andern Tag, wo die vorangegangene Parthey, als sie am Ufer eines breiten Stromes die Ebbe abwarten muß-

te, von den übrigen wieder eingeholt ward, und sich wieder mit ihnen zu vereinigen beschloß.

So waren sie zwey Tage bey einander geblieben, und hatten ihren Hunger nur spärlich mit Muscheln gestillt, als endlich einem Theile der Mannschaft eine abermalige Trennung unumgänglich nöthig schien. Es machten sich also ihrer vier und vierzig, worunter ein achtjähriger Knabe, von dem zweyten Steuermann Schaw geführt, noch einmal voraus, um ihre zurückgebliebenen Freunde — deren Schicksal auch völlig unbekannt geblieben ist — niemals wieder zu sehen. Die Geschichte von Hynes und seiner Gefährten Abentheuer

macht nun den Gegenstand folgender Erzählung aus.

2.

Es war den siebenzehnten August 1782. — sagt er in seinem aus dem Gedächtnisse niedergeschriebenen Tagebuche — als wir uns ohngefähr unserer vier und vierzig an der Zahl um zehn Uhr Morgens von den übrigen trennten, um schneller vorwärts zu gehen.

Wir marschirten den ganzen Tag, bis es völlig finster geworden war, und machten hierauf bey einem sehr bequemen Holz- und Wasserplatze unsern gewöhnlichen Halt, d. i. wir zündeten ein großes Feuer an,

verzehrten einige Muscheln, die wir uns aufgespart hatten, tranken etwas Wasser dazu, und legten uns endlich zur Ruhe nieder, während einer nach dem andern die Wache hielt.

18ter August. Starker Marsch fast zehn Stunden weit; gefährliches Nachtlager in einem Walde, der voller Tieger war.

19ter August. Unser Mittagsmahl bestand in etwas wildem Sauerampfer, und einigen Vogelbeeren. Nachmittags kamen wir (sie giengen nemlich am Strande hin) an eine Felsenspitze, wo wir wieder einige Muscheln fanden. Abends langten wir an dem Ufer eines großen Flusses an, wo die

Gesellschaft das Nachtlager zu nehmen beschloß.

20ster August. Da der Fluß sehr breit und tief befunden wurde, einige von der Gesellschaft aber nicht schwimmen konnten, so faßten wir den Entschluß, den Krümmungen desselben nachzugehen, bis sich etwa eine seichte Stelle finden ließ.

Wir passirten auf diesem Wege durch mehrere Kraals, ohne daß man uns etwas Fleisch ablassen wollte, fanden aber den Strom fast eben so tief, als unterwärts.

Endlich fiel uns ein, ein kleines Floß von einigen Baumzweigen zusammen zu binden, wir setzten die drey von unsern Cameraden, die nicht schwimmen konnten, darauf,

und leiteten es so vor uns hin. Alles gieng gut von Statten, wiewohl der Strom wohl eine halbe Stunde breit zu seyn schien.

21ster August. Da wir im Innern des Landes noch weniger Nahrungsmittel fanden, so beschlossen wir wieder den Strom hinab und an den Strand zu gehen. Zum Glück war aber die Fluth im Fallen, wir fanden also eine Menge Schaalthiere, die uns sehr zu statten kamen. So marschirten wir den

22sten, 23sten und 24sten August ohne weitere Abentheuer immer am Strande fort.

Am 25sten indessen, wo wir es unmöglich fanden, die hohen steilen Felsen an

der Küste zu ersteigen, sahen wir uns gezwungen, wieder landeinwärts zu gehn. Wir mußten hierauf einen dicken Wald passiren, der beynahe undurchdringlich war. Erst spät in der Nacht kamen wir also am andern Ende desselben am Ufer eines Flusses an, wo man bis zum folgenden Morgen zu bleiben beschloß.

26ster August. Eine eben so beschwerliche Tagereise, zum Theil durch einen andern Wald, bis wir endlich mit Einbruch der Nacht wieder die Küste erreichten. Wir fanden einige Muscheln, von einer Quelle hingegen war keine Spur zu sehn.

27ster. Immer an der Küste fort. Vormittags fanden wir einen todten Finn-

fisch, der wahrscheinlich bey einer Spring-fluth so hoch aufs Land geworfen worden war. Da wir aber aus Mangel an Messern nichts davon abschneiden konnten, so machten einige von uns kleine Feuer auf dem Aase an und gruben dann die etwas gerösteten Stücken mit Muschelschaalen heraus; die meisten schreckte indessen der ekelhafte Anblick davon ab.

28ster Aug. Wir sahen rechts ein schönes ebenes Land, links die traurige steile Küste vor uns; einige wollten diesen Weg, andere jenen nehmen; endlich schlug man eine abermalige Trennung vor. Ich Hynes, und noch zwey und zwanzig andere beschlossen landeinwärts zu gehen, die

übrigen setzten ihre Reise am Strande fort.

Vom 29sten bis 31sten August. Wir hatten uns sehr getäuscht, und trafen auf unserm Wege nichts als verlassene Kraals, und etwas wilden Sauerampfer an. Es ward also beschlossen, an die Küste zurückzukehren, was noch in den folgenden vier Tagen vom

1sten bis 4ten September geschah.

5ter September. Wir kamen äußerst ermüdet an einem Flusse an, wo wir zwey von unsern Cameraden fanden, die von jener Parthey zurückgeblieben waren, weil sie nicht über den Fluß hatten kommen können. Wir halfen ihnen herüber, und mar-

schirten dann bis zum 9ten September ohne weitere Abentheuer immer auf die gewöhnliche Weise fort.

10ter September. Wir kamen an einen bewohnten Kraal, wo wir für einige Uhrräder ein Kalb zu tauschen dachten. Kaum sahen sich aber die Wilden im Besitze des Preises, so hielten sie das Kalb zurück, und entfernten sich.

11ter September. Wir kommen an einen breiten Fluß, gehen auf einem Floße darüber, und wandern darauf bis zum vierzehnten immer am Strande fort. In dieser Zeit mußten wir uns oft zu halben Tagen ohne Wasser behelfen.

15ter September. Wir treffen unver-

muthet mit der am 29sten August von uns geschiedenen Parthey zusammen, und finden sie noch mehr entkräftet als uns. Wir vereinigen uns, und beschließen nunmehr beysammen zu bleiben. Nachmittags kamen wir in der Nähe einer Sandbank vorbey, wo wir ein Paar Breter mit einigen starken Nägeln fanden, was ein sehr schätzbarer Fund für die Gesellschaft war.

16ter September. Wir marschiren immer an der Küste fort, und finden wieder einen todten Finnfisch, um den eine Menge Eingebohrne versammlet sind. Anfangs schienen sie uns angreifen zu wollen, als sie aber unser Elend inne wurden, behandelten sie uns mit vieler Freundlichkeit.

Einer von ihnen lieh uns sogar seine Lanze, um das Fleisch desto besser loskriegen zu können. Wir nahmen einen guten Vorrath davon mit, und beschlossen es die folgende Nacht bey unserm Feuer zu braten.

17ter bis 20ster September. Wir passirten mehrere Flüsse, sammelten Muscheln u. s. w. doch fiel weiter keine Merkwürdigkeit vor. — Zuletzt fanden wir noch eine todte Robbe, wovon sich jeder ein großes Stück abschnitt.

21ster September. Wir kamen an einen hohen steilen Felsen, den wir entweder übersteigen, oder um den wir hart an dem Wasser herumklettern mußten. Wir thaten das Letztere, wiewohl mit Le-

bensgefahr. Die Brandung schlug nemlich so heftig dagegen, daß wir beynahe mit fortgeschwemmt wurden. Mehrere verloren ihr Robbenfleisch. — Völlig durchnäßt und äußerst ermüdet kamen wir endlich in der Nähe eines Kraals an.

22ster Septemb. Wir erhandeln einen jungen Ochsen, wofür wir den Eingebohrnen einige Uhrräder, Knöpfe u. s. w. geben, und vertheilen das Fleisch portionenweise. Die Haut ward verloost, und wer so glücklich war, ein Stück davon zu bekommen, machte sich Schuhe daraus.

Unser kleiner Begleiter, der achtjährige Knabe, der einige Tage krank gewesen war, erholte sich zu unserer großen Verwun-

derung. Dieses Kind hielt fast immer Schritt mit uns, nur bey sehr schlechtem Wege trugen wir ihn der Reihe nach.

Vom 23sten September bis 1sten Oktober mußten wir ziemlich weit vom Strande eine große Wüste passiren, worin uns kein einziger Kraal zu Gesichte kam. Hätten wir nicht noch etwas Robbenfleisch bey uns gehabt, wir würden verhungert seyn. Endlich erblickten wir

am 2ten Oktober wieder das Meer, und kamen bey einem Kraale an, wo wir bloß Weiber und Kinder fanden. Die Weiber schienen wie immer, auch dasmal

vielen Antheil an unserm kleinen Law *) zu nehmen, und gaben ihm etwas Milch zu trinken. Wir andern hingegen mußten mit hungrigen Magen zusehen.

3ter Oktober. Wir kamen durch verschiedene Kraals, die Einwohner wollten Tauschhandel mit uns treiben, da wir aber keine Uhrräder u. s. w. mehr hatten, so wurde nichts daraus. Bloß in einem einzigen Kraale schenkten uns die Weiber etwas gedörrtes Seekuhfleisch.

4ter Oktober. Wir kamen an einen großen Fluß; ich schwamm mit neun von meinen Cameraden hinüber, die andern

*) So hieß nehmlich der Knabe.

aber blieben zurück, weil ihnen die Gefahr zu groß zu seyn schien. Wir setzten darauf unsere Reise bis zum 10ten Oktober ohne weitere Abentheuer fort.

10ter Oktober. Wir kamen wieder an den Strand, und fanden mehrere Lumpen von Matrosenkleidern, woraus wir schlossen, daß unsere Landsleute, die wir den 4ten Oktober verlassen hatten, den Fluß oberhalb passirt, und in einer andern Richtung hier durchgekommen seyn mußten. Bis zum 20sten fiel uns weiter nichts Neues vor. Am

21sten Oktober kamen wir an ein tiefes Thal, und fanden in englischer Sprache folgende Worte in den Sand geschrie-

ben: — „Geht hinein! Es ist Holz und Wasser im Überfluß darin!“ — Bald darauf bemerkten wir eine Höhle, wo wir ähnliche Inschriften, auch noch Splitter von verbranntem Holze fanden, wodurch denn unsere vorige Vermuthung immer mehr bestätiget ward.

Vom 22sten bis 27sten Oktober fiel nichts Merkwürdiges vor. Wir lebten meistens von Muscheln und wildem Sauerampfer.

24ster Oktober. Wir stießen auf dreyßig bis vierzig Elephanten, die im Grase lagen. Um sie nicht in Wuth zu bringen, machten wir einen großen Umweg,

und kamen endlich glücklich vorbey. Das Gras war acht bis neun Fuß hoch, so daß wir uns nur mit vieler Mühe durcharbeiten konnten.

25ster Oktober. Wir fanden nichts Eßbares, als etwas wilden Sellerie. Mehrere nahmen daher ihre Schuhe von Ochsenleder, und ließen sie am Feuer braten. — Des Abends bemerkten wir frische Spuren von der andern Parthey. — Wir brachten die Nacht sehr traurig zu.

26ster bis 30ster Oktober. Wir mußten eine völlige Wüste passiren, wo höchstens etwas wilder Sauerampfer zu finden war. Unser Elend ward immer größer, endlich kamen wir am

31sten wieder an den Strand, wo wir uns mit Muscheln erquicken konnten.

1ster November. Wir hatten eine außerordentlich regnichte und stürmische Nacht, so daß wir wechselsweise unsere Kittel über das Feuer hängen mußten, um es nur einigermaßen brennend zu erhalten. Äußerst ermüdet setzten wir am

2ten unsere Reise erst um eilf Uhr Vormittags fort, wo wir bey der Ebbe einige Muscheln sammeln konnten.

3ter Novemb. Wir kamen bey einem Kraale vorbey, wo uns die Eingebohrnen angriffen, und einem von unsern Cameraden die Hirnschaale zerschmetterten, so daß er bald nachher verschied. Ich selbst ward

niedergeschlagen, und lag einige Stunden ohne Bewußtseyn da. Die übrigen waren unterdessen weiter gegangen, ich holte sie daher erst in der Dunkelheit ein.

Vom 4ten bis 9ten November. Wenig Merkwürdiges. Bey einem Flusse fanden wir einen unserer Cameraden, der aus Mattigkeit von der andern Parthey zurückgeblieben war. Nichts konnte ihn bewegen weiter zu gehen, und leider hatten wir selbst nicht Kräfte genug, um ihn zu tragen.

10ter November. Wir finden zu unserer großen Freude einen todten Finnfisch, und nehmen jeder einen großen Vorrath von Fleische mit. — Bald darauf kamen wir

mit der ersten Parthey wieder zusammen, die sich aber in eben so elenden Umständen befand.

Vom 11ten bis 15ten November keine Merkwürdigkeit.

16ter November. Als wir erwachten, fanden wir unsern lieben kleinen Law noch bey dem Feuer schlafen. — Man wollte ihn wecken; er war verschieden. — Wir waren alle sehr gerührt. — Diesen Nachmittag starb noch einer von unsern Gefährten. — Unsere Kräfte schienen nun allmählig erschöpft zu seyn.

17ter November. Immer an dem Strande fort, wo aber nur selten frisches Wasser zu finden war. — Um vier Uhr

Nachmittags klagte wieder einer von uns über große Mattigkeit, und setzte sich auf den Sand. Wir mußten ihn liegen lassen, um Holz und wo möglich auch Wasser aufzusuchen, und am andern Morgen war er nirdends zu sehen. — Von nun an litten wir den entsetzlichsten Durst. — Alle Wasser waren salzig. — Wir versuchten unsern Urin zu trinken, wodurch aber das Übel nur ärger ward.

18ter November. Mehrere von uns starben unter den entsetzlichsten Halsschmerzen. — Viele blieben ohnmächtig im Sande liegen. — Wir hatten nicht einmal die Kraft etwas Holz herbey zu schleppen.

19ter November. Neue Todesfälle. —

Diesen Abend waren endlich nur noch unserer drey übrig. — Ich, Ewans, und Warmington. — Unser Elend war so hoch gestiegen, daß letzterer uns im ganzen Ernste den Vorschlag that, durchs Loos zu entscheiden, wer von uns dreyen niedergestoßen werden sollte, damit die andern sein Blut trinken könnten. Wir beyde baten ihn indessen mit Thränen davon abzustehen, worauf er nicht weiter mitgehen wollte, sondern uns die Hände drückte und ohnmächtig liegen blieb.

20ster November. Mit Mühe schleppten wir uns weiter, endlich um zehn Uhr Vormittags stießen wir auf vier andere von unsern Cameraden, die seit zehn Tagen

wieder voraus gegangen waren. Sie hatten Wasser. — Wir blickten alle mit Thränen zu Gott empor. — Nachher ward beschlossen, den armen Warmington zu holen, was auch zu unserer großer Freude von den andern bewerkstelliget ward. Sie fanden ihn sterbend, und trugen ihn also fort. Wir ruhten bis zum folgenden Morgen an diesem Wasserplatze aus.

21ster November. Wir giengen etwas munterer vorwärts, und fanden eine kleine Robbe, wovon jeder sich eine Portion abschnitt. Nachmittags schwammen wir über einen Strom, und setzten unsere Reise durch ein sehr fruchtbares Land bis Sonnenuntergang fort.

Vom 22sten bis 27sten November keine Merkwürdigkeit; doch belebt der Anblick der angebauten Ländereyen unsere Hoffnung, nun bald unter Europäern zu seyn.

Am 29sten November endlich bemerkten wir in der Ferne zwey mit Flinten bewaffnete Männer, die, wie wir nachher erfuhren, zu einer benachbarten holländischen Niederlassung gehörten. So wie sie uns gewahr wurden, eilten sie auf uns zu, und fragten uns, wer wir wären. Ich erzählte ihnen unsere traurige Geschichte, und sie führten uns sogleich in ihre Wohnung hinein.

So weit der arme Hynes. — Doch von nun an hatten die Leiden dieser unglücklichen sechs Männer ihr Ende erreicht. Sie wurden hier aufs beste verpflegt, späterhin nach dem Cap gebracht, und einige Monate darauf nach Europa eingeschifft. Im Ganzen hatten sie übrigens hundert und vier Tage auf ihrer schrecklichen Reise durch die afrikanischen Wüsten zugebracht.

## V.

# Mechin und seine Begleiter.

# Mechin und seine Begleiter. *)

1.

Es war in der Nacht vom acht und zwanzigsten zum neun und zwanzigsten November 1798, als plötzlich auf der Engels-

*) Sie befanden sich bey dem unvermutheten Anfange der Feindseligkeiten von Neapolitanischer Seite, als französische Commissairs in Rom.

burg eine Lärmkanone gelöst, und durch alle Straßen der Generalmarsch geschlagen ward. Ein Courir hatte die Nachricht gebracht, die neapolitanische Armee sey auf drey Seiten in den Kirchenstaat eingerückt.

Nichts von der angstvollen Nacht, von der Bestürzung des Senats, von dem Freudengeschrey der erkauften Banditen, von dem Zusammenrotten der Transteveriner, u. s. w. Schon um ein Uhr hatten wir unsere Sachen zusammengepackt, die Wagen fuhren vor, und wir eilten zur Stadt hinaus.

So erreichten wir Monte-Rosi, wo sich die Flaminische Straße rechts nach

Civita-Castellana, links nach Toskana theilt. Kaum hatte ich auf der ersten eine italienische Meile zurückgelegt, als mich ein Courir einholt. Er bringt mir die Nachricht, daß Civita-Castellana von einer neapolitanischen Colonne blockirt werde, daß die Brücke Felice abgebrochen sey, und daß ich mit der Kriegskasse nach Florenz gehen soll.

Wir halten Rath, endlich kehren wir bis Ronciglione zurück, setzen um drey Uhr Morgens unsere Reise fort, und langen endlich um sechs Uhr in Viterbo an. Die Municipalität eilte uns von der Ruhe der Stadt die besten Versicherungen zu

1 Capitale du Patrimoine de S.

geben, und so traten wir innerhalb des Thores in einem Gasthofe ab.

Kaum hatten wir uns indessen in unsere Zimmer begeben, als man von weitem ein dumpfes Getümmel vernahm. Voller Besorgnisse stürzen wir an das Fenster, und erblicken einen blaugekleideten Menschen, den ein wüthender Haufen von Weibern und Kindern verfolgt.

„Schlagt ihn todt! — Schlagt ihn todt!“ — tönt es von allen Seiten — „Es ist ein Franzose! — Schlagt ihn todt!“ — Der Unglückliche hatte indessen Geistesgegenwart genug, ganz ruhig voran zu gehen, bis er an unsern Gasthof kam. Hier rettete er sich in das Vorhaus, und

warf die Thür hinter sich zu, während die Anzahl der Aufrührer mit jeder Minute größer ward.

Was war zu thun? Man mußte eilen den Ausbruch des Orkans zu verhindern — Aber vergebens. — Die Municipalität hatte sich versteckt, die wenigen römischen Gensdarmes hatten das Reißaus genommen, alle Autoritäten schienen vernichtet zu seyn.

Schon flogen Steine an unsere Fenster, schon wurden Dolche gezogen, schon munterte einer den andern auf, das Haus zu bestürmen, schon fielen sie über unsere Wa-

gen und unsere Coffer her; schon tönte es von allen Seiten: — „Hinauf! hinauf zu den Hunden, um sie todt zu schlagen!" — Mit einem Worte, alles kündigte ein schreckliches Blutbad an.

Entsetzlicher Augenblick, durch das Angstgeschrey unserer Gattinnen und unserer Kinder nur noch schrecklicher gemacht! — Was sollten wir anfangen? — Wie sollten wir diesen Cannibalen Widerstand leisten?

Endlich, o gütige Vorsicht — endlich tritt ein edler Mönch herein — „Ich will wenigstens Eure Weiber und Eure Kinder

retten!" — ruft er uns zu — „Geschwind! Jede Secunde ist kostbar!"

In dem Augenblicke bringt die Wirthin mit ihren Töchtern eine Menge schwarzer Röcke und rother Schleyer herzu, unsere Weiber verkleiden sich, nehmen ihre Kinder auf die Arme, steigen die Treppe hinunter, eilen durch eine Seitenthür zu dem Hause heraus, gehen unangetastet durch die Haufen der wüthenden Banditen hindurch, und schlüpfen endlich zu der Pforte eines benachbarten Nonnenklosters hinein.

„O Gott! Sie sind gerettet!" — rief ich meinen Gefährten voll unaussprechlicher Freude zu — „Sie sind geret-

tet! — Unsere Weiber und Kinder sind gerettet!"

2.

Indessen war es auf der Straße etwas stiller geworden, als plötzlich ein neuer Haufen wüthender Mörder daher gezogen kam. — „*E viva il Rè di Napoli! Morte a tutti i francesi!*" *) — tönte es von allen Seiten, während man große Steine nach unserm Fenster warf und an die Thüren des Gasthofes unzählige Keulenschläge that.

*) Es lebe der König von Neapel! Nieder mit allen Franzosen!

Plötzlich tritt ein Aufwärter zu uns herein und meldet uns einen Adelichen an, der mit uns zu sprechen verlangt. — Wir lassen ihn kommen, er beschwört uns ihm zu folgen, und bietet uns in seinem Hause eine Zuflucht an.

Meine Gefährten schienen zweifelhaft, sie vermutheten irgend eine Verrätherey — ich beschloß es zu wagen — „Hier sorgt jeder für sich!“ — rief ich aus — „Mein Leben ist mein Eigenthum! Ich vertraue es dem Grafen Zelli an!“

Ich faßte ihn bey der Hand, und alle drängten sich nun um ihn her. Wir schlüpften hierauf zu einer Hinterthür hinaus, kamen durch mehrere abgelegene Gäßchen

glücklich in seinem Pallaste an, und finden noch mehrere von unsern Landsleuten, deren Rettung ebenfalls sein Werk gewesen war.

„Beruhigen Sie Sich!“ — sagte er, als er uns seiner Gemahlin und seinem Sohne vorstellte — „Das Volk liebt mich, Sie werden völlig sicher in meinem Hause seyn!“ — Bald darauf erhielten wir auch die besten Nachrichten von unsern Gattinnen und setzten uns endlich zu einem fröhlichen Mittagsmahle hin.

3.

Eben tranken wir den letzten Toast der innigsten Dankbarkeit, als auf einmal

die Sturmglocke ertönte und in allen Straßen der Generalmarsch geschlagen ward. In dem Augenblicke trat ein Sbirre herein, und flüsterte dem Grafen einige Worte in das Ohr. Der Graf stand mit einem Seufzer auf, die Gräfin sank in Ohnmacht, sein Sohn sah uns mit mißtrauischen Blicken an, die Bedienten schienen unwillig zu seyn, wir selbst befanden uns in der peinlichsten Verlegenheit.

„Meine Herren!" — hub endlich der Graf nach einer kleinen Pause an — „Diesen Morgen hab ich Sie gerettet, jetzt ist die Reihe an Ihnen für mich dasselbe zu thun! — Die Franzosen rücken gegen Viterbo vor — Wer kann wissen, wie es

werden wird — Sollten Ihre Landsleute siegen, so rechne ich auf Ihre Dankbarkeit. — Jetzt muß ich fort — Man ruft mich auf das Rathhaus!"

Ohne unsere Antwort abzuwarten, eilte er fort, und in dem Augenblicke stürzte ein Bedienter herein — „Fliehen Sie, meine Herren! Fliehen Sie! Verstecken Sie Sich! Das Volk verlangt Ihr Leben! Sie stürmen die Treppe herauf!"

Zum Glück blieb es nur ein leeres Gerücht, dennoch befanden wir uns in beständiger Todesangst. In dieser entsetzlichen Lage brachten wir den Abend und die ganze Nacht unter tausend Schrecknissen zu.

Morgens um drey Uhr kam endlich Graf Zelli in den Pallast zurück. Er sagte uns, daß die angebliche französische Armee nur ein halbes Bataillon gewesen sey, das aus Civita Vecchia gekommen wäre, um sich mit den übrigen Truppen zu vereinigen, daß man ihn daher zum Statthalter des Königs, so wie seinen Sohn zum Generalcapitain der Miliz erwählt habe, und daß es ihm nur mit der größten Mühe gelungen sey, die wüthenden Einwohner an unserer Ermordung zu verhindern.

„Ich nahm seinen Posten an" — setzte er hinzu — „um Sie zu retten und um der völligen Anarchie Einhalt zu thun

— Aber ich bitte Sie auch, mir für den Nothfall ein ehrenvolles Zeugniß zu geben!"

Wir fühlten, daß er Recht hatte, und daß wir ihn über den möglichen Einmarsch unserer Truppen beruhigen mußten. Es ward ihm also ein schriftliches Zeugniß ausgestellt, daß alles mit unserer Einwilligung, und Kraft unsers Auftrages geschehen sey!

Indessen dauerten die Unruhen noch den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht hindurch, da die Stadt mit fünftausend aus den umliegenden Örtern herzugeeilten Bauern angefüllt war.

Allmählig schien aber die Wuth des Volkes gegen uns zu verrauchen, und wir

beschlossen nun unsere Weiber und Kinder wieder zu uns kommen zu lassen. Der Graf übernahm es selbst, sie zu uns zu bringen, und auf diese Art langten sie des Morgens um zwey Uhr glücklich in seinem Pallaste an.

4.

So waren zwölf bis vierzehn Tage vergangen, als sich endlich das Kriegsglück zu unserm Vortheil entscheid. Man erhielt Nachricht, daß sich die Franzosen schon wieder in Rom befänden, und die viertausend Mann neapolitanische Truppen, die wir in Garnison gehabt hatten, zogen sich bis auf hundert Mann zurück.

Aber nun schien auch die Wuth des Volks gegen alle Franzosen von neuem zu erwachen, und unsere Lage ward schrecklicher, als sie jemals gewesen war.

Der Tag brach an, die französische Armee stand um einige Miglien von Viterbo, und ihre Haubitzen flogen bereits in die Stadt hinein. Kaum hatte der Graf Zeit gehabt den Bischoff-Cardinal Gallo zu unserer Rettung in seinen Pallast zu bringen, als der wüthende Haufen schon die Thüren erbrach.

„Herunter mit ihnen! Herunter mit den Franzosen! — Oder wir legen Feuer an den Pallast.“ — Leichenblaß stürzen wir in das Zimmer des Bischoffs, ohne

daß der alte ehrwürdige Greis etwas zu unserm Besten zu thun vermag. Endlich zieht ihm eine unserer Damen Schuh und Strümpfe an, setzt ihm sein Baret auf und bringt ihn mit Hülfe der Bedienten auf den Balkon.

Er zeigt sich dem Volke, und die Aufrührer schweigen. Jetzt macht der Capellan seine Befehle bekannt: — In den Bann! ohne Hoffnung von Absolution, wer noch länger vor dem Pallaste verweilt!" — Diese Maaßregel wirkte, die Haufen trennten sich, und in wenig Minuten war der Platz vor dem Pallaste völlig menschenleer.

Diese augenblickliche Hülfe schien indessen leider nur von kurzer Dauer zu seyn. Schon den Nachmittag erfuhren wir nemlich, daß die Zelli's durch die Kabalen des Marchese Speco ihrer Würde entsetzt, und dem Volke verdächtig geworden wären.

Man hatte gedroht, sobald die Franzosen — die sich etwas zurückgezogen hatten — wieder näher kommen würden, die Zelli's und uns in ein Haus zu sperren, es in die Luft zu sprengen u. s. w. Alles das ward uns von dem Hauscaplan erzählt, nachdem die Unruhe und die Traurigkeit des edlen Grafen bereits schon mehrere Stunden sichtbar gewesen war.

So kam der Abend heran, plötzlich trat der Graf in unser Zimmer und kündigte uns an, ihm in einer Viertelstunde zu folgen. Sein blasses Gesicht, seine zitternde Stimme, seine abgebrochenen Worte, alles kündigte uns ein neues Unglück an. Bald darauf kam er wieder uns abzuholen, indem er uns die größte Stille empfahl.

Wir verlassen den Pallast, wir eilen durch mehrere einsame Gäßchen, endlich stehen wir vor einem großen Thore mit einem kleinen Pförtchen still. Man öfnet es, man führt uns in einen niedrigen schlecht erleuchteten Saal — Sind wir in

einem Kerker? — Nein! — Es war der bischöffliche Pallast.

Bald darauf kamen auch die übrigen Glieder der Familie Zelli an, und selbst unsere noch geretteten Habseeligkeiten wurden hierher in Sicherheit gebracht.

5.

Welch ein Glück uns in diesem geheiligten Asyle zu sehn, denn schon am folgenden Morgen brach der wüthende Pöbel in den Pallast des Grafen ein. — „Wo sind sie? — Wo habt Ihr die verfluchten Franzosen? — Troz aller Mißhandlungen verrieth indessen niemand unsern Aufenthalt.

Aber endlich nahm einer der Räuber das Wort. — „Gewiß hat sie der Cardinal wieder zu retten gesucht! — Bey allen Heiligen! Und wenn sie in seinem Pallaste wären, und wenn sie hinter dem Tabernakel stäken, sie müssen heraus!“

Welche Nachrichten! — Auf welche Art sollten wir uns nunmehr retten? — Sollten wir uns unter dem Hochaltar in der Domkirche verstecken, die mit dem Pallaste zusammenhieng? — Aber man hatte noch kürzlich die heiligste Freystätte verletzt.

Sollten wir uns aus der Stadt durch einen alten unterirrdischen Gang zu flüchten suchen? — Aber es zeigte sich leider,

daß es im Grunde nur ein großer Keller war.

Oder sollten wir nicht lieber versuchen, was noch durch einen bischöfflichen Hirtenbrief auszurichten sey? — Der Cardinal stimmte für das Letzte, und so ward er aufgesetzt. — Bald zeigten sich auch die guten Wirkungen davon, und das Volk schien wieder beruhigt zu seyn.

Unterdessen waren die Franzosen von neuem vorgerückt, und forderten die Stadt zur übergabe auf. Der beste Theil der Einwohner schickte demnach einige Deputirte zu uns, um die Vermittler zu machen, wozu ich denn auch mit meinen Collegen nicht abgeneigt war.

Aber kaum hatte der Pöbel davon Nachricht bekommen, als der Tumult von neuem anfieng. Man berennt den bischöfflichen Pallast, man verlangt unser Leben, die Gefahr scheint größer als jemals zu seyn. Der alte achtzigjährige Cardinal sank in Ohnmacht, die Familie Zelli war außer sich.

Was sollten wir thun? Eine zufällige Entdeckung riß uns endlich auf einmal aus der Verlegenheit. Es wurde nemlich in der getäfelten Zimmerwand eine verborgene Thür bemerkt, hinter der sich ein ziemlich geräumiges Cabinet befand. Welche Freude. So hatten wir doch noch

einen Zufluchtsort gefunden! So konnten wir wenigstens unsere Weiber und Kinder den Dolchen der Mörder entziehn!

Es war Morgens um zehn Uhr, noch beschäftigte man sich mit diesen Zubereitungen, plötzlich meldet man uns den Anführer der Insurgenten an. Wir berathschlagen einen Augenblick, endlich lassen wir ihn kommen.

Es war ein schöner junger Mann, er hatte seinen alten Vater an der Hand! — „Ich weiß nicht, wer siegen wird?“ — sagte er stolz und muthig — „Ich oder Kellermann! — Aber ein Wort — Ver-

sichert mir, daß uns kein Leid geschehen soll — Und ich entwaffne meinen Haufen, und übergebe den Franzosen die Stadt!“

„Schlag ein!“ — rief ich, und reichte ihm die Hand — „Wir wollen Dir's schriftlich geben!“

„Schriftlich?“ — fiel er, indem er uns die Hände drückte, und einen Blick voll Würde auf uns warf — „Unter Soldaten brauchts nichts Schriftliches!“ — Mit diesen Worten stürzte er zur Thüre hinaus, und in weniger als einer Viertelstunde war alles in Ordnung gebracht.

Kellermann eilte an der Spitze seiner Braven zum Thore herein, wir drückten den Retter unserer Familie an unsere Brust

und führten ihn im Triumph in den Pallast des edlen Zelli. Er versprach Viterbo mit Großmuth zu behandeln, und die Einwohner schienen mit uns versöhnt zu seyn. — Bald darauf reisten wir mit unserer Familie nach Rom zurück, um über Turin nach Frankreich zu gehen.

---

VI.

VI.

# Johannot.

Johannot diente als Sergeant bey dem Corps des General Harmar *), der im Julius 1791. gegen die feindseligen Grenz-Indianer beordert ward. Eines Tages befand sich Johannot mit einem kleinen Commando von zehn Mann auf einem Außenposten, als plötzlich ein Haufen Kickapoo-Indianer aus einem Hinterhalte hervor-

*) Im Dienste der vereinigten Staaten von Nordamerika.

brach, und ihn nebst seiner ganzen Mannschaft in einem Augenblicke gefangen nahm. Sie wurden hierauf von den Feinden fortgeführt, und hiermit hebt er seine eigene Erzählung an.

.....................

I.

So wurden wir fortgeschleppt, ohne daß man uns die mindeste Nahrung gab. Kein Wunder, wenn daher einer meiner unglücklichen Cameraden schon am andern Tage unter der schrecklichen Behandlung erlag.

Kaum waren indessen die Wilden gewahr geworden, daß er uns nicht mehr

folgen konnte, so beschlossen sie ohne weiteres, ihn vollends nieder zu stoßen, was denn auch sogleich bewerkstelligt ward.

Ihr Anführer nahte sich nemlich dem unglücklichen Aikins, machte ihm einen runden Einschnitt auf den Scheitel, und riß ihm in einem Augenblicke die ganze Hirnhaut ab. Sogleich schlugen alle übrigen mit ihren Tomahawks *) auf ihn zu, zogen ihn nackend aus, und ließen ihn in seinem Blute liegen.

Welch ein Anblick! — So war denn bereits mit dem Morden ein scheußlicher Anfang gemacht. — So sahen wir unser

*) Schlachtbeile.

eigenes Schicksal vor Augen, so litten wir tausendfache Todesangst! Ja, die Barbaren schienen uns zu noch größeren Quaalen bestimmt zu haben, denn sie theilten uns sogar einige Lebensmittel mit. Acht lange schreckliche Tage brachten wir unter den heftigsten Quaalen des Geistes und Körpers auf dem Marsche nach den indianischen Dörfern zu.

Endlich — es war den 13ten August 1791. — kamen wir bey dem Wohnplatz dieser Barbaren an. Sogleich stürzte uns ein Haufen Weiber und Kinder entgegen, und empfieng uns mit einem gräßlichen Freudengeschrey. Jetzt kamen sie näher, jetzt fielen sie wüthend über uns her —

die kleinsten Kinder schlugen mit spitzigen Stöcken auf uns hinein.

Schrecklicher, schrecklicher Augenblick! Vier von meinen Cameraden stürzten unter ihren Streichen zu Boden, und wurden wie der unglückliche Aikins sogleich von den Männern skalpirt.

Wir übrigen blieben unterdessen den Quaalen unserer Peiniger ausgesetzt, bis man uns endlich mit Stricken gebunden in eine armselige Hütte warf. Ein wenig Mais war alles, was man uns diesen Abend zu unserer Nahrung gab. Vor die Hütte ward eine Wache von vier Indianern gestellt.

Am folgenden Morgen trat der eine

Anführer zu uns herein, befahl vieren von meinen Mitgefangenen ihm zu folgen, und ließ mich auf diese Art mit dem Corporal Sackville ganz allein. Wir vermutheten nicht ohne Grund, daß unsere unglücklichen Cameraden zum Tode geführt worden waren, und beschlossen, trotz aller Schwierigkeiten, bey der ersten Gelegenheit zu entfliehen.

Indessen waren acht Tage vergangen, ohne daß wir die geringste Möglichkeit dazu sahen. Erst in der Nacht vom 30sten zum 31sten August schien der günstige Augenblick gekommen zu seyn. Kaum hatten wir demnach unsere Banden abgestreift, so ergriffen wir eine Flinte und einen Toma-

hawk, sprangen beyde auf unsere Wächter zu, schmetterten sie halb im Schlafe nieder, rafften noch einige Lebensmittel auf, und eilten im Fluge der vor uns liegenden Wildniß zu.

2.

Nichts von den Beschwerden, von den Leiden dieses entsetzlichen Marsches, die unbeschreiblich sind. Alles, was nur der Mensch Schreckliches erdulden kann, Hunger, Durst, körperlichen Schmerz, und Seelenangst, wir litten es.

So gieng es fort über Berg und Thal, durch Wälder und über Abgründe, durch Seen und Moräste wohl vierzehn Tage

lang. Endlich hielten wir einmal bey einer Quelle still. Schon glaubten wir hier einige Stunden ruhen zu können, als wir plötzlich in dem benachbarten Gebüsche vier Indianer mit zwey gefangenen Soldaten neben uns sahen.

Hier galt es siegen oder sterben, die Rettung der Gefangenen ward unsere eigene Sicherheit. Hastig raffen wir uns auf, schleichen uns leis hinter dem Busche herum, zielen auf die beyden Indianer, die uns am nächsten sitzen, und strecken sie beyde neben den Gefangenen in ihrem Blute hin.

Kaum ist das geschehen, so suchen die beyden andern Indianer zu entfliehen, und

kriechen auf Händen und Füßen aus dem Gebüsche hervor. Aber eben so schnell haben wir wieder geladen, drücken ab, und verwunden sie. Einer von ihnen greift indessen nach zwey von ihren Flinten, drückt los, und schießt Sackville und den einen Gefangenen durch die Brust.

In dem Augenblicke kam der andere Gefangene auf mich zugeeilt, und beschwor mich auf das schnellste mit ihm zu entfliehen. Wir rafften demnach noch etwas Lebensmittel auf, sagten unsern armen sterbenden Freunden ein trauriges Lebewohl und schlugen unsern Weg nach dem nur drey Tagereisen davon entfernten Fort Jefferson ein.

Mein neuer Gefährte war aus New-

port und ein äußerst dankbarer Mann. Ich konnte ihn schlechterdings nicht bereden, mich einen Theil unsers Gepäckes tragen zu lassen, auch wachte er immer den größten Theil der Nacht für mich. So kamen wir endlich am achtzehnten September glücklich im Fort Jefferson an.

Kaum hatte ich mich indessen ein wenig erholt, als ich mich wieder zu meinem Regimente begab. Ich hatte das Glück, mich in einer Aktion auszuzeichnen, ward zum Fähndrich gemacht, und kehrte endlich im Jahre 1797. nach Europa zurück.

# VII.

# A y m é.

---

Aimé, *) Mitglied vom Rathe der Fünfhundert ward nach der Revolution vom achtzehnten Fructidor zur Deportation nach

---

*) Kenner werden sogleich bemerken, daß diese paar Bogen nichts weniger als eine Übersetzung des äußerst weitschweifigen und schlechtgeschriebenen Originales sind.

D. H.

Cayenne verdammt. Er hatte indessen Mittel gefunden sich bey einem Freunde zu verbergen, als er plötzlich — doch es mag der Gegenstand seiner eigenen Erzählung seyn.

........................

I.

Es war den vierzehnten November Morgens um acht Uhr, als mein redlicher Wirth athemlos vor mein Bette trat. — „Sie sind entdeckt! — Man will Sie aufheben! — Die Wache ist schon vor der Thüre. Um Gotteswillen retten Sie Sich!"

Eilends warf ich mich in meine Kleider, ehe zwey Minuten vergehen, bin ich

schon

schon zu einer Hinterthür hinaus geschlüpft. Hastig setzte ich nun meinen Weg bis zu den Boulevards fort, warf mich dann in einen Fiaker, und kam ungefähr um neun Uhr bey der äußersten Barriere an.

Der Wagen hält, die Schildwache kommt an den Schlag und fordert mir eine Karte ab. — „Meine Karte?“ — Ich hab sie zu Hause gelassen — Ich passire seit sechs Monaten alle Tage hier durch, und darum habe ich sie auch heute nicht zu mir gesteckt. — „Das geht nicht! — war die Antwort — Aber reden Sie mit dem Offizier!“

Der Offizier wird gerufen, ich wiederhole ihm das Vorige, aber leider hatte

die Schildwache Recht gehabt — „Sie müssen auf die Hauptwache!" — war die Antwort — „Das Direktorium hat den strengsten Befehl gegeben, Niemanden ohne Karte passiren zu lassen! Es ist schon mehrern so gegangen! — Ich muß sie alle auf die Wache schicken!"

Mit diesen Worten rief er einen Soldaten, um mich dahin zu führen, und ich folgte diesem mit Empfindungen, die man sich denken kann.

Bey meiner Ankunft fand ich bereits alles mit Bürgern angefüllt. Der Commandant fragte nach meinem Namen, um ihn auf die Liste zu setzen, und schickte

mich mit noch eilf andern unter einem kleinen Commando nach dem Gemeindehause ab.

Eine Stunde vergeht, ohne daß unsere Reihe kommt. — Endlich fasse ich meinen Entschluß, lasse dem Agenten der Despoten meinen Namen wissen, und werde sogleich in Verwahrung gebracht — „Ich will meine Würde behaupten!“ — sagte ich zu mir selbst — „Was mir auch immer begegnen mag!“

Acht Tage darauf ward ich nach Rochefort abgeführt, wo ich noch eine Menge meiner Collegen fand. Einige meiner Freunde ließen mir hier durch einen Kaufmann hundert und funfzig Louisd'or zu

stellen, die ich als ihr letztes Geschenk endlich anzunehmen gezwungen war.

Edle großmüthige Menschen! — Wie oft habe ich mitten in meinem Elende mit freudiger Rührung an euch gedacht! — Wie oft habe ich eure Namen mit heißen Thränen genannt!

2.

Einige Monate hatten wir im Gefängnisse St. Maurice in Erwartung unsers schrecklichen Schicksals zugebracht, als uns endlich am vier und zwanzigsten Ventose *) Morgens um neun Uhr unsere Ab-

*) 12. März.

reise angekündigt ward. Welcher Augenblick! Welche Erinnerungen! Zwey Stunden darauf befanden wir uns schon am Bord der Fregatte, die auf der Rhede lag.

Wir waren unser hundert und drey und neunzig an der Zahl, und wurden alle unter dem Verdecke zusammen gepreßt. — Jetzt noch zehn schreckliche Tage, wo wir auf der Rhede liegen mußten, bis endlich die Fregatte am ersten Germinal unter Seegel gieng.

Mit ziemlich schwachem Winde mochten wir etwa vier und zwanzig Stunden fortgeseegelt seyn, als man drey englische Fregatten signalisirte, deren Absicht leicht zu errathen war. Sogleich befahl der Ca=

pitain unser Schiff umzudrehen, und die schwersten Kisten und Kasten über Bord zu werfen, um sich im Nothfall unter das Land zurück zu ziehen.

Würklich ward er auch bald darauf von den Engländern so heftig angegriffen, daß er ihnen nur durch ein verzweifeltes Mittel entgieng. Er setzte die Fregatte auf den Strand, und die Engländer waren gezwungen sich zurück zu ziehen.

Wir befanden uns damals an der Mündung der Gironde, und sahen uns mit großem Schmerze in unsern Hoffnungen getäuscht! Welches Glück von den Engländern genommen zu werden! Alle unsere Leiden würden geendigt gewesen seyn!

Aber nun mußten wir Royan gegenüber so lange vor Anker bleiben, bis die Fregatte untersucht und zur fernern Reise untüchtig erklärt worden war. Jetzt bekam der Capitain Befehl, uns an die Fregatte Decade abzugeben, die, den einzigen edelmüthigen Lieutenant Jagot ausgenommen, mit lauter wüthenden Jacobinern bemannt war.

Welche schreckliche Veränderung! Ach wir wurden nur zu bald bekannt damit! Schon in der Fregatte Charente hatten wir uns über unsern Aufenthalt beklagt, jetzt wurden wir noch einmal so eng zusammen gepreßt. Keiner konnte sich bewe-

gen, ohne seinem Nachbar den Athem zu benehmen, keiner konnte seine Hangmatte verlassen, ohne auf den andern zu treten.

Und in diesem Behältnisse mußten wir oft vierzehn und sechszehn Stunden nach einander ohne frische Luft zubringen! Hier mußten wir sogar die Bedürfnisse befriedigen, die die Natur sich selbst zu verbergen scheint. Welche Luft! Welche Unreinlichkeit! —

Doch keine Details, kein Gemälde von unserm Elend! — Es giebt Leiden, die man kaum unter vier Augen zu nennen wagt! — Leiden, deren Ertragung fast an

das Wunderbare grenzt, deren Beschreibung aber eher Ekel als Mitleid erregt.

3.

So kamen wir denn nach einer schrecklichen Überfahrt von sechs und vierzig Tagen am eilften May 1798. auf der Rhede von Cayenne an. Der Capitain geht ans Land, die Matrosen kommen mit der Schaluppe zurück, und einer von ihnen erzählt, daß die edeln Märtyrer Pichegru, Barthelemy u. s. w. vor drey Tagen aus Sinamary entflohen sind. *)

*) Siehe den 2ten Theil dieses Werkes — Ramel und seine Unglücksgefährten.

Welche Nachricht! Ja sie erfüllte mein Herz mit Hoffnung und Zuversicht! — „So sind sie entkommen!“ — sagte ich zu mir selbst — „Vielleicht wirst auch du deinen Henkern entfliehen!“ — Endlich am funfzehnten May wurden wir an das Land gesetzt und unter einer Negerwache in ein großes baufälliges Haus geführt.

Hier hatten wir wenigstens den Vortheil frische Luft zu schöpfen, übrigens wurden wir auf militairische Rationen von Reis und Fischen gesetzt. Das Hauptsächlichste aber — Großmüthige Einwohner von Cayenne! — Wir verdankten es eurer Wohlthätigkeit. — Von ihnen erhielten

wir eine Menge Geschenke, unter denen auch eine Quantität Leinwand war. — Man muß dieses Klima und unsern Mangel kennen, um von der Größe unserer Dankbarkeit überzeugt zu seyn!

So waren acht Tage vergangen, wir hatten noch immer nicht die Erlaubniß erhalten können, auszugehen. Tiefsinnig saß ich eines Morgens am Fenster und sah auf das öde traurige Meer hinaus — plötzlich tritt einer meiner Landsleute, ein hiesiger Kaufmann, Namens Bertholon, zu mir herein.

„Wir sind aus einer Provinz!" — hub er an — Ich kenne Sie, und ich weiß, warum man Sie nach Cayenne ge-

schickt hat. — Ich komme, Ihnen mein Vermögen und eine Wohnung auf meiner Plantage anzubieten. — Es ist kein sonderlicher Aufenthalt, aber er ist wenigstens gesünder, als das fürchterliche Conanama, wohin man Sie zu schicken denkt — Nehmen Sie an, ich bitte Sie darum! — Es wird eine Freude für mich seyn!"

Gerührt sah ich ihn an, und drückte seine Hand an meine Brust. — „Geben Sie mir Ihr Wort!" — fuhr er fort — „Lassen Sie mir die Ehre, der erste Bewohner von Cayenne zu seyn, der einen Märtyrer der guten Sache unter sein Dach genommen hat!"

„Edler vortreflicher Mann!“ — rief ich aus — „Ich nehme Ihre Wohlthat mit dem innigsten Danke an!“ — Sogleich ward nun eine Bittschrift an den Agenten des Direktoriums aufgesetzt. Ich erhielt seine Erlaubniß und fuhr schon den andern Morgen nach der Plantage ab.

Ich komme an und was sehe ich? — Ein dickes Gehölz, in dessen Nähe zehn Negerhütten stehen, wovon die größte zu meiner Wohnung bestimmt ist. Ich trete hinein, und finde drey kleine durch Leimwände getrennte Abtheilungen, worin ein Bette und einige andere Meublen aufgestellt sind.

Man sieht, mein guter Bertholon hatte Recht gehabt, wenn er mich keinen sonderlichen Aufenthalt hoffen ließ, aber ich gestehe es, ich hatte mir ihn doch ein wenig besser vorgestellt — Myriaden von Ungeziefer — doch wozu eine Beschreibung — Man erräth das übrige ohne Schwierigkeit!

Nicht besser sah es mit meinen Provisionen aus. — Von der Regierung erhielt ich nichts, mein guter Bertholon konnte mir nur dann und wann ein Canot mit frischen Lebensmitteln schicken, ich mußte also meistens mit den gewöhnlichen Speisen der Neger zufrieden seyn.

Ein Stück Cassave, eine kleine Schüssel mit Reis, dann und wann ein Paar gebratene Fische und einige Orangen, machten demnach alle meine Tractamente aus. Konnte ich zuweilen einen Schluck Wein oder Taffia hinzufügen, so passirte ich unter meinen armen Negern für einen sehr glücklichen Mann.

Was meine übrige Lebensweise betrifft, so mußte sie natürlich fast eben so einförmig seyn. Spazierengehen, Lesen, *)

*) Mein guter Bertholon hatte mich nehmlich mit einer Menge Bücher versehen; Rousseau, Voltaire, Montesquieu u. s. w. ich fand Unterricht und Trost darin.

Schreiben, meine Küche besorgen — unter diese Beschäftigungen war mein ganzer Tag getheilt.

Ich studirte die Naturgeschichte des Landes, ich sammlete Pflanzen, ich suchte Papagayen abzurichten — und wenn ich alles überdrüssig war — nun so sprach ich mit meinen Negern, von denen ich manche brauchbare Nachricht erhielt.

Acht Monate hatte ich auf diese Art in meiner Einsamkeit zugebracht, als ich durch des guten Bertholons Fürsorge von der Revolution vom dreyßigsten Prairial, wodurch die Tyrannen abgesetzt wurden, einige unbestimmte Nachrichten bekam.

Freudig eilte ich nun nach Cayenne

zurück, und hatte das Vergnügen, bey dem edeln Lafond Ladebat, die Abschrift des zu Gunsten der Deportirten gemachten Decrets zu sehen. Wir erhielten Erlaubniß, uns nach der Insel Oleron zu begeben — O gütige Vorsicht! — Wir waren nun auf einmal aus den Händen des Henkers Jeannet befreyt.

Täglich eilten wir nun früh und Abends an den Strand, um dem Schiffe, das uns abholen sollte, entgegen zu sehen, aber täglich fanden wir uns auch zu unserm großen Schmerze in dieser Hoffnung getäuscht! Ach ich wußte damals noch nicht, daß diese Abschrift unvollkommen, daß sie sogar fehlerhaft gewesen war. — Ich ahndete nichts

von jenen Leiden, die mein unerbittliches Schicksal noch für mich aufzusparen schien.

Unter diesen Erwartungen waren volle vier Wochen vergangen, ohne daß unsertwegen eine neue Depesche einlief. Mein Freund Bertholon, dessen Gattin schon sehr lange mit der Schwindsucht kämpfte, faßte endlich den raschen Entschluß, noch das einzige Mittel zu ihrer Rettung zu versuchen, und mit einem eben seegelfertigen amerikanischen Schiffe nach Europa zu gehen. Er hatte den Plan gemacht mich mitzunehmen, und seiner Güte sollte ich zum zweyten Male mein Leben schuldig seyn.

Es war in der Nacht vom dritten zum vierten Brumaire (25 — 26. Oktob. 1799.) als endlich der entscheidende Augenblick meiner Flucht gekommen war. Bertholon hatte meinen Mantelsack bereits an Bord geschafft, er hatte alles mit dem Capitain Gardener in Ordnung gebracht; der Wind war günstig, man wartete bloß auf mich, um unter Seegel zu gehen.

O mit welchen Empfindungen ruderte ich nun in Gesellschaft einiger Neger den Strom hinab! — Wie ängstlich lauschte ich auf jedes Plätschern der kleinen Wellen; auf jedes Geräusch, das sich am Ufer hören ließ! Endlich — schon kann ich die

Laternen des Schiffes erkennen, schon sehe ich die weißen Seegel vom günstigsten Winde geschwellt. — Noch einige Minuten, wir legen an dem hohen Borde an — Ein herzhafter Sprung — Ich bin auf der Leiter — und Bertholon hilft mir vollends an Bord.

Jetzt nun die Anker gelichtet, das Vordertheil unter dem Wind gedreht, und alle Seegel beygesetzt! — O lebt wohl ihr theuren Gefährten meines Unglücks! — Lebt wohl! Ich eile voran! Ich werde der Sachwalter eurer Unschuld werden — Und ehe zwey Monate vergehen, werden wir uns wieder sehen!

4.

So seegelten wir denn ohne weitere Abentheuer mit dem günstigsten Winde immer nach Norden fort, bis wir endlich am zweyten December (1799.) die beschneyte Küste von Norwegen *) erblickten, die im klaren Morgenrothe vor uns lag.

Fünf Tage darauf kamen wir in das Kattegat, und am sechsten Morgens befanden wir uns kaum noch zwölf Meilen von Gothenburg. — Plötzlich sprang der Wind nach Osten herum, und der Capi-

---

*) Das Schiff war nemlich nach einem schwedischen Hafen bestimmt.

tain sah sich gezwungen wieder in die Nordsee zu gehen.

Welches Unglück! — Wir hatten unsere Provisionen beynahe aufgezehrt, und waren wenigstens hundert Seemeilen von dem nächsten schottländischen Hafen entfernt! Der Wind ward immer stärker, die See immer hohler, unsere Gefahr nahm mit jedem Tage zu. Endlich nach einer entsetzlichen Reise von dreyzehn Tagen erblickten wir Land, und giengen mit einbrechender Nacht in einer kleinen Bucht vor Anker, die nach der Meinung des Capitains in der Nähe von Fraserburg *) war.

---

*) Ein schottländischer Hafen.

Ungeduldig erwarteten wir nun den Morgen, um in dem genannten Hafen einzulaufen, als uns um ein Uhr nach Mitternacht ein neuer Sturm überfiel. Wüthend schlugen die Wellen über das Verdeck herüber, und warfen das Schiff nach der felsichten Küste hin. Die Ankertaue zerrissen, die Vordersteven wurden zertrümmert, und das Wasser drang unaufhaltsam in den Boden hinein.

So brach der Morgen an, und wir konnten die Häuser von Fraserburg deutlich vor uns sehen. Vergebens suchte sich der Capitain der Einfahrt zu nähern, vergebens suchte ihm der Pilot entgegen zu

kommen, die Gewalt des Sturms vereitelte alle Manövres zu unserer Sicherheit.

Unterdessen hatte sich das Schiff schon auf die Seite geneigt, so daß der große Mast fast horizontal auf dem Wasser lag. Die Chaluppe war von den Wellen zertrümmert worden, und wir mußten dem Tode mit jedem Augenblicke entgegen sehen. Alles suchte sich nun an den Wänten *) auf der rechten Seite festzuklammern, obgleich immer einer nach dem andern von den Wellen mit fortgespült ward.

---

*) Wänte sind die Taue u. s. w. die die Masten fest halten.

Ich selbst war im Begriff vor äußerster Erschöpfung die Taue fahren zu lassen, als in dem Augenblicke ein braver Pilot zu unserer Rettung erschien. Mit Lebensgefahr war er durch die Brandung geschwommen, und hatte ein Seil an den Mast geknüpft, woran man eine Chaluppe herüber zog. Einen Augenblick später, und ich würde ertrunken seyn, ohnmächtig ward ich ans Land gebracht.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem guten Bette im Wirthshause, das in der Nähe des Hafens lag. Hier erhielt ich von dem edeln Lord J.— dem ich mich zu erkennen gab, die erfreuliche Nachricht von der glücklichen Revo-

lution, die vier Wochen vorher in Frankreich vorgefallen war.

O Bonaparte! — Mit welchem Entzücken sprach ich deinen Namen aus! — Mit welchen Hoffnungen kehrte ich in mein Vaterland zurück!

Eine ziemliche Weile hatte ich mich mit diesen angenehmen Ideen beschäftigt, als unser Capitain mit meinem guten Bertholon hereintrat. Sie hatten ihr Geld und ihre besten Sachen gerettet, und umarmten mich mit großer Herzlichkeit. Leider war indessen das Schiff in wenig Stunden vollends aus einander gegangen, und die Ladung schien bis auf einige Kisten, gänzlich verlohren zu seyn.

Was mich betrifft, so hatte ich zu gutem Glück mein Geld in einem Gurte um den Leib getragen, und konnte den Verlust meines unbedeutenden Mantelsacks ziemlich gleichgültig ansehn. Es war süß für mein Herz, dem edeln Piloten Georg Milner meine Dankbarkeit nicht bloß mit Worten bezeugen zu können, und Bertholon und die übrigen trugen mit Vergnügen dazu bey.

So hatten wir fast vierzehn Tage unter den guten gastfreyen Einwohnern von Fraserburg zugebracht, als es uns zur Fortsetzung unserer Reise über England nach Frankreich endlich Zeit zu seyn schien.

Wir giengen demnach über Aberdeen, Edinburg und so weiter nach London, wo uns Mr. Flint, der Agent des Herzogs von Portland, mit vieler Güte aufnahm.

Vierzehn Tage darauf hatte ich das Glück ein Schiff nach Calais zu finden, und so kam ich den zwanzigsten May 1800. wieder glücklich auf französischem Boden an.

## VIII.

# James und seine Gefährten.

Capitain James war im Monat May des Jahres 1631. mit einem Schiffe von siebenzig Tonnen und zwey und zwanzig Mann Equipage aus Bristol ausgelaufen, um zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt so weit als möglich gegen die Pole heraufzugehen.

Nachdem er sich siebenzehn Tage, wegen widriger Winde in einem Norwegischen Hafen aufgehalten hatte, bekam er

endlich am vierten Junius die Küste von Grönland zu Gesichte, wo das Schiff schon am folgenden Morgen zwischen ungeheure Eisschollen gerieth. Dies zur Einleitung, da Capitain James nunmehr selbst das Wort ergreifen mag.

.....................

I.

Es war den sechsten Junius 1631. — fängt er sein Tagebuch an — und wir konnten wegen des starken Nebels kaum von einem Bord zu dem andern sehen. Dabey stieß das Eis mit solcher Heftigkeit gegen die Schiffsseiten, daß uns unsere Errettung fast unmöglich schien. Indessen ge-

gelang es uns dennoch, am achten Junius mit unsäglicher Mühe wieder in freyes Wasser zu kommen, und so steuerten wir immer nach Norden fort.

Den neunten Junius fiel nichts Merkwürdiges vor. Den zehnten aber befanden wir uns im Angesicht einer Küste, die ich für das südlichste Vorgebürge der Hudsonsbay hielt. Der Wind lief durch den ganzen Compaß, und das Meer war äußerst unruhig. Dennoch gelang es uns längst dieser Küste langsam hinauf zu steuern, ohne daß jedoch bis zum siebzehnten weiter etwas Merkwürdiges vorfiel.

Den siebzehnten Junius. Dicker Nebel, der wie kalter Regen auf uns her-

ab fiel, und an den Seegeln und Seegelstangen zu Eis gefror. Die kalte durchdringende Luft griff sogar unsern Compaß an, daß er kaum noch brauchbar blieb. — Hin und wieder stießen wir auf ungeheure Eisfelsen, an denen sich die Wellen wie an einer Küste mit fürchterlichem Getöse brachen — übrigens wurden wir von Ebbe und Fluth heftig hin und her geworfen.

Den achtzehnten Junius. Das Wetter hellte sich ein wenig auf, wir sahen die Insel Resolution etwa drey Seemeilen vor uns, fanden aber mit zweyhundert und dreyßig Faden noch keinen

Grund. — Bis zum zwanzigsten wurde lavirt, ohne daß weiter etwas zu bemerken ist.

Den zwanzigsten Junius. Der Wind sprang plötzlich nach Westen herum, und trieb uns mit einer Menge großer Eisschollen auf die Küste zu. Wir geriethen dadurch in unzählige kleine Kanäle, zwischen den Klippen und den Eisfelsen, wo die Gefahr zu scheitern mit jedem Augenblicke wuchs. Indessen ward beschlossen, auf jeder Seite einen Anker in dem Eise zu befestigen, welches denn auch, wiewohl mit vieler Mühe, bewerkstelligt ward.

Zu gleicher Zeit suchten wir das Schiff mit großen Tauen an den Felsenzacken fest

zu machen, hatten aber dennoch unaufhörlich mit dem Abhalten und Zertrümmern der schwimmenden Eisfelder zu thun.

Ich gieng hier über das Eis an das Land, richtete einen Stein mit einem hölzernen Kreuze als Denkmal auf, und gab dieser Stelle den Namen Hafen der Vorsehung. — Übrigens litten wir von den Veränderungen der Ebbe und Fluth außerordentlich, bis endlich die Eisschollen so überhand nahmen, daß das Schiff nicht wieder flott werden konnte, und gänzlich darin sitzen blieb.

Den ein und zwanzigsten Junius. Ich ließ das Boot aussetzen, wir kamen ziemlich glücklich durch die Eisschollen hin-

durch, und fanden an der östlichen Küste eine kleine Bucht, die mir sehr sicher zu seyn schien. Wir machten darauf Anstalt, das Schiff aus dem Eise heraus zu arbeiten, und bugsirten es endlich mit unglaublicher Mühe in jenen Hafen hinein.

Die anliegende Küste indessen zeigte auch nicht die geringste Spur von Vegetation. Es war nichts als ein rauher steinigter Felsenboden, mit einer ziemlich dicken Eiskruste bedeckt. Hin und wieder sah man einige Füchse, die sich mit unglaublicher Schnelligkeit entfernten, und an einigen Stellen wurden einige Thierknochen und etwas Asche entdeckt. Übrigens be-

fanden wir uns nunmehr unter dem 61° 24′ Nördlicher Breite, die ich durch eine Höhenbeobachtung bey etwas hellem Wetter erhielt.

Der vier und zwanzigste Junius. Ich beschloß noch einen Versuch zu machen, längst der Küste hinzusteuern, und so brachten wir das Schiff, wiewohl mit großer Mühe, wieder aus jenem Hafen heraus.

Hierauf setzten wir die Fahrt längst der Küste bis zum fünften Julius fort, wo ich mich endlich überzeugte, daß die Durchfahrt nach Nordwesten, wenigstens dieses Jahr unmöglich sey, und also den Rückweg anzutreten beschloß.

Ich ließ demnach westsüdwest auf die Insel Mansfield zusteuern, bey der ich conträrer Winde wegen bis zum achtzehnten Julius liegen blieb.

Von nun an bis zum zwölften Oktober enthält mein Tagebuch fast keine Merkwürdigkeit. Unser ganzes Bestreben gieng nun dahin, aus der Hudsonsbay wieder heraus zu kommen, aber leider hielten uns bald die Stürme, bald die Strömungen, bald die Eisfelder in unserer Schiffahrt zurück. Wir hatten dabey mit tausend Beschwerden, tausend Gefahren zu kämpfen, und sahen uns dennoch immer von unserm Ziele entfernt. überdem fieng

die Kälte an schon Ende Septembers so heftig zu werden, daß unser ganzes Schiff nur eine große Eismasse zu seyn schien. Ich schweige von diesen Abentheuern, sie waren nur unbedeutend gegen das, was uns noch alles bevorstand.

So war, wie gesagt, der zwölfte Oktober heran gekommen, wir sahen keine Möglichkeit, in diesem Jahre zurück zu kehren, und beschlossen daher auf einer Insel zu überwintern, die, wie wir nachher erfuhren, die Insel Carlton war.

Das Schiff wurde also in eine kleine Bucht gebracht, die nöthigen Geräthschaften und Provisionen ans Land geholt, und vor allen Dingen zwey kleine Hütten am

Ufer erbaut. Wir behingen sie mit unsern Seegeln und verwahrten sie überhaupt nach Möglichkeit.

2.

Unter diesen und ähnlichen Anstalten waren beynahe volle drey Wochen vergangen, ehe wir uns in unserm traurigen Winterquartiere eingerichtet sahen. Die Kälte hatte indessen so sehr überhand genommen, daß sogar der Wein am Feuer gefror.

Mehrere meiner Leute fiengen jetzt an zu erkranken, und ich selbst verlor den kleinen Rest meiner gewöhnlichen Heiterkeit. Zwey Tage darauf wurde indessen eine

Entdeckung gemacht, die uns allen sehr erfreulich war. Einige Matrosen hatten nemlich ein Loch in die Erde gegraben und fanden unvermuthet eine süße Wasserquelle, die unsern Kranken gar sehr zu statten kam.

Den drey und zwanzigsten November. Ich bemerkte, daß das Schiff in Gefahr gerieth zertrümmert zu werden, indem es um und um mit hohen Eisbergen umgeben war. Es ward demnach beschlossen, es auf den Strand zu setzen, so daß es zwey Fuß tief in den Sand zu sitzen kam.

Da es aber noch immer von den Wellen hin und her geworfen wurde, so befahl ich

dem Zimmermann, ein Loch hinein zu bohren, wodurch es in kurzem mit Wasser angefüllt ward und völlig auf den Grund gerieth. Meine Leute, die darüber betreten wurden, richtete ich durch die Hoffnung auf, wenigstens eine Pinasse daraus zu bauen, und der Zimmermann versprach auch sein Möglichstes dabey zu thun.

Den ersten Dezember. Einige Matrosen wagten sich mit dem Boote durch das Eis an das Schiff, um noch einige Sachen abzuholen. Sie wurden aber von der Nacht übereilt, und mußten am Bord schlafen. Am andern Morgen nahmen sie den Weg über die unterdessen festgefrornen

Schollen zu Fuß zurück, und brachten einige Bündel getrocknete Fische, nebst einigen Decken und Betten mit. Die Kälte nahm fast mit jeder Stunde zu.

Den dritten Dezember. Das Wetter schien etwas gelinder zu werden, und der Wind lief bald darauf nach Westen herum. Zu gleicher Zeit trieb er aber eine solche Menge Eisschollen gegen das Schiff, daß es in große Gefahr gerieth. Ich ließ daher das Boot aufhissen, und neben dem Schiffe in Tauen aufhängen, damit uns wenigstens dieses übrig blieb.

Vom dritten bis achtzehnten De-

zember wurde das Schiff vollends ausgeleert, und alles nach unserer Hütte geschafft. Seit dem fünften hatten wir wieder Nordwind, und die Kälte nahm mit jedem Tage zu, so daß nicht nur unser Brunnen, sondern selbst Brandewein am Feuer gefror.

Zu gleicher Zeit wurde die Hütte über und über mit Schnee bedeckt, daher wir uns wie in einem Grabe befanden. Indessen gieng der Zimmermann von Zeit zu Zeit mit seinem Gehülfen aus, um sich nach Bäumen zur Feuerung und zur Pinasse umzusehen. Allmählig ward auch ein kleiner Anfang mit letzterer gemacht.

Gegen Weyhnachten wurden die Tage so kurz und so traurig, daß ich mich ganz der Schwermuth überließ. Der Boden war zehn Fuß tief gefroren und alle unsere Uhren blieben vor Kälte stehen.

3.

So war der ganze Januar in schrecklicher Einförmigkeit vergangen, die jede umständliche Erzählung überflüssig macht. Wir fiengen allmählig an so matt und elend zu werden, daß es uns fast an Holz zur Feuerung gebrach. Überdem waren unsere Äxte so sehr beschädigt und abgestumpft worden, daß unser Elend auch von dieser Seite beynahe aufs höchste stieg.

Mit Ende Februars indessen fieng das Wetter an etwas gelinder zu werden, und die meisten von uns erholten sich. Unser Wein und Brandewein hatte sich überdem zu einer Essenz concentrirt, die uns nunmehr neue Kräfte gab.

Wir fuhren also mit großem Eifer fort an der Pinasse zu arbeiten, leider fehlte es uns aber sehr bald an dem nöthigen Holze dazu.

So kam der April heran, und es entstand nunmehr die Frage, ob nicht vielleicht unser Schiff noch auszubessern sey? Da die meisten von uns dieser Meinung waren, so wurde beschlossen, es vor allen

Dingen von dem Eise zu befreyen, womit es angefüllt war. Dieses gelang uns auch vollkommen, wiewohl wir nur zwey eiserne Stangen und vier zerbrochene Schaufeln dazu hatten, worüber indessen der ganze Monat vergieng.

Den neun und zwanzigsten April fieng der Schnee an weicher zu werden, und es regnete beynahe den ganzen Tag. Wir betrachteten dies als ein sicheres Zeichen des Frühlings, was auch durch die folgenden Tage bestätiget ward.

Den vierten May. Der Schnee fieng völlig an zu schmelzen, auch bekamen wir eine Menge Kraniche und wilde Gänse zu sehen. Ich versuchte einige davon zu schie-

schießen, machte aber zwey ganze Stunden vergeblich Jagd auf sie.

Den neunten May. Wir fanden Mittel das Loch im Schiffsboden zu verstopfen, und schafften das Eis, was durch das hinein gelaufene Wasser entstanden war, in großen Stücken hinaus. Bey dieser Gelegenheit fanden wir auch noch einige Tonnen Rind- und Schweinefleisch, das noch sehr gut erhalten war.

Den funfzehnten May. Da der Erdboden völlig aufgethaut war, so ließ ich ein kleines Stück Feld umgraben, und es mit Erbsen besäen, wovon ich mir viel für unsere Kranken versprach.

Den achtzehnten May. Heute starb

unser armer Schiffszimmermann Cole, der als ein redlicher arbeitsamer Mann von uns allen betrauert ward. Ich ließ sein Grab auf einer Anhöhe machen, und setzte ein hölzernes Kreuz darauf. Wir waren alle sehr traurig, zumal da Cole eben mit der Verfertigung eines neuen Steuerruders beschäftigt war.

Den vier und zwanzigsten May. Heute brach das Eis an der Küste mit entsetzlichem Krachen auf, und wurde von der Fluth mit fortgeführt. Zum Glück hatten wir das Schiff vermittelst einer Menge Taue mit einem großen Eisberge umgeben, wodurch es wenigstens einigermaßen gesichert ward.

Zu unserer grossen Freude fanden wir in dem offenen Wasser nunmehr auch unser Steuerruder wieder, und machten es ohne Verzug am Schiffe fest. Eben so wurden diesen und die folgenden Tage auch die Seegel und Taue in Stand gesetzt, so wie die Fische und anderer Mundvorrath an die Luft gebracht.

Den ersten Junius. Wir bekamen Nordwind, und die Kälte wurde auf einmal wieder so heftig, daß es sogar in der Hütte fror. Unsere Kranken litten sehr dabey, doch hielt die schlechte Witterung nur bis zum eilften an.

Den zwölften Junius. Heute be-

kamen wir die ersten jungen Erbsen, die mit Fleischbrühe und Essig gekocht bey unsern armen Kranken gleichsam Wunder thaten. Der Scorbut nahm nun mit jedem Tage ab, und die Schwächsten befanden sich nach wenig Wochen völlig wieder hergestellt.

Den funfzehnten Junius. Die Luft war so schwül, daß sich mehrere Matrosen im Meere badeten, auch hatten wir ein Gewitter, das sehr heftig war. Von nun an wimmelte der Boden von Insekten aller Art, unter denen es besonders Myriaden von Mücken gab. Die Teiche waren über und über mit Fröschen angefüllt.

Den zwanzigsten Junius. Wir brachten das Schiff auf den Ankerplatz, wo es im vorigen Jahre gelegen hatte, und schifften den Mundvorrath ein. Die Sonne brannte außerordentlich stark und an dem Himmel war kein Wölkchen zu sehn. Die langen Tage und die hellen Nächte, die kaum einige Stunden dauerten, beförderten unsere Arbeiten außerordentlich.

Den vier und zwanzigsten Junius. Heute haueten wir einen der höchsten Bäume zu einem Kreuze zu, und hiengen die Portraits des Königs und der Königin von England in zwey bleyernen Kap-

seln daran. Bey diesen Kapseln wurden einige Münzen befestigt, auch gruben wir noch das englische Wappen, und das von der Stadt Bristol (wo das Schiff ausgerüstet worden war) darauf.

Den fünf und zwanzigsten Junius. Ich beschloß heute einen Versuch zu machen, ob die Insel bevölkert, oder ob vielleicht irgend ein anderes Schiff in der Nähe sey. In dieser Absicht begab ich mich mit einem Matrosen zu einem sehr hohen Baume, machte daselbst Feuer an, und stieg hierauf in den Wipfel, um mich umzusehen. Kaum war ich aber hinauf gekommen, als der Matrose unvorsichtiger

Weise das dürre Gesträuch ansteckte, so daß es den Augenblick über und über in Brand gerieth.

Da nun der Wind heftig dagegen stieß, so hatte es bald den Baum erreicht, und ich befand mich in größter Lebensgefahr; ein herzhafter Sprung indessen rettete mich bald aus dieser Verlegenheit.

Wiewohl wir nun zwar alles versuchten, dem Feuer Einhalt zu thun, so breitete es sich dennoch in wenig Minuten nach allen Seiten aus, und ergriff zuletzt sogar unsere Hütte, ob sie gleich über eine Stunde davon am Meere stand.

Den sechs und zwanzigsten Junius. Heute begab sich die ganze Mann-

schaft an Bord; und wir feyerten diesen Tag mit großer Fröhlichkeit.

Die Bay war jetzt völlig vom Eise befreyt, indem der Wind alles gegen Norden trieb. Übrigens wurde nun bis zum dreyßigsten alles Wasser und Brennholz vollens an Bord gebracht.

Den ersten Julius. Es war ein Sonntag, wir zogen die Flagge auf und schmückten das Schiff nach Möglichkeit aus. Darauf fuhren wir noch einmal an das Land, und begaben uns in Prozession nach der Stelle, wo wir das Kreuz errichtet hatten, und wo ich nun ein Gebet ablas. Hierauf aßen wir fröhlich zu Mittag und leerten einige Krüge Brandewein

und Wasser auf die Gesundheit unserer Weiber und Mädchen aus.

Zum Beschluß setzte ich noch einen umständlichen Bericht von unserer ganzen Unternehmung auf, verschloß ihn in eine kleine Büchse, und machte sie an dem Kreuze fest. Um fünf Uhr Nachmittags begaben wir uns endlich wieder an Bord, um nie wieder ans Land zu gehen.

Capitain James ließ hierauf den zweyten Julius Morgens um fünf Uhr die Anker lichten, und steuerte glücklich

zur Bay heraus. Wiewohl er nun Anfangs Willens war, noch einmal nach Norden vorzudringen, so ward er dennoch bald durch die allgemeinen Vorstellungen seiner Leute zur Rückkehr nach England bestimmt. Nach einer sehr beschwerlichen Reise langten sie auch endlich Ende Septembers wieder glücklich auf der Rhede von Bristol an.

# IX.

# Die Prinzessinnen von Frankreich.

Man weiß, daß die Tanten Ludwigs XVI. einen Zufluchtsort in Neapel gefunden hatten, daß sie sich aber nach dem unglücklichen Ausgange des Neapolitanischen Feldzugs gegen die Franzosen (1798.) durch die schleunigste Flucht zu retten gezwungen sahen. Hier sind einige Details über ihre Reise, die man gewiß nicht ohne Antheil lesen wird.

Es war in der Nacht vom zwölften zum dreyzehnten Dezember 1798. als der König von Neapel plötzlich in Belvedere ankam. Die Königin begab sich sogleich nach diesem Lustschlosse, kehrte aber schon am andern Morgen in Gesellschaft ihres Gemahls nach der Hauptstadt zurück. Von hier aus schrieb sie nun an die Prinzessinnen, die sich in Caserta befanden, gab ihnen von der Niederlage der königlichen Armee Nachricht, und fügte zuletzt einige Worte über ihre projectirte Flucht nach Palermo hinzu.

Sonnabends den funfzehnten Dezember speiseten die Prinzessinnen bey dem Könige und der Königin zu Mittage.

Schon hatte man angefangen, die Schiffe, die den König nach Sicilien überführen soll- ten, auszurüsten, wozu man sich aus Mangel an Seeleuten eine große Anzahl portugiesi- scher Matrosen *) erbat. Der König und die Königin, die sehr beunruhigt schienen, verabredeten mit den Prinzessinnen, daß sie auf ihrem Schiffe mit nach Sicilien gehen sollten, worüber man ihnen auch die gehö- rige Nachricht zu geben versprach.

Montags den siebzehnten Dezem- ber holte der König eine Menge wichtiger

---

*) Es lagen nemlich damals einige portugiesi- sche Kriegsschiffe auf der Rhede.

Papiere aus Belvedere ab, und schien etwas beruhigter zu seyn.

Dienstags den achtzehnten indessen fieng man an die Effecten der königlichen Familie, so wie des Grafen Acton einzupacken, ohne daß man jedoch den Prinzessinnen weitere Nachricht gab.

Donnerstags den zwanzigsten sahe man eine Menge Kisten und Coffer an Bord der königlichen Schiffe bringen, worauf sich das Volk unter die Fenster des königlichen Pallastes begab, um dem Könige wegen seiner projectirten Abreise laute Vorstellungen zu thun. Bald darauf erfuhr man, daß auf den portugiesischen Schiffen alles mit Flüchtlingen angefüllt sey.

Freytags den ein und zwanzigsten schrieben daher die Prinzessinnen an die Königin, um zu erfahren, was aus ihnen werden sollte. Allein schon am folgenden Morgen hörten sie, daß sich der König und die Königin in der vorigen Nacht eingeschifft hätten, ohne daß weiter für die Prinzessinnen gesorgt worden war.

Einige Stunden darauf indessen kam ein Courier von der Königin an. Sie schrieb den Prinzessinnen, daß sie dem Courier nach Manfredonia folgen sollten, wo eine Fregatte auf sie warte, um nach Triest oder nach Palermo unter Seegel zu gehen. Die Prinzessinnen bestimmten sich für den ersten Hafen, und reisten so Sonntags den

drey und zwanzigsten Dezember Morgens um zwey Uhr von Caserta ab.

Sie hatten nur zwey Wagen bey sich, worin sich ihre vornehmsten Hofdamen, Cavaliere u. s. w. befanden, indessen man die übrigen von zwölf Stunden zu zwölf Stunden zu folgen befahl.

Einige Meilen von Caserta begegnete ihnen ein Courier von Manfredonia. Er brachte die traurige Nachricht, daß die Fregatte, auf die man gerechnet hatte, bereits abgeseegelt sey. Da man indessen unmöglich umkehren konnte, so schrieb der Oberhofmeister der Prinzessinnen Graf Chastellux an den General Acton, ihnen irgend ein englisches oder portugiesisches Schiff

zu schicken, auf dem die Überfahrt mög=
lich sey.

Dieser Brief traf den General Acton
am Bord des Kriegsschiffes, das so eben
mit der königlichen Familie von der Rhede
abgieng. Die Prinzessinnen setzten hierauf
unter einem schrecklichen Wetter ihre Reise
nach Manfredonia fort, und kamen daselbst
Dienstags den fünf und zwanzigsten De=
zember an.

Den dreyßigsten Dezember erhielten
die Prinzessinnen einen Besuch vom Mar=
quis de Gallo, der ihnen von der Übergabe
von Pescara, dem einzigen noch haltbaren
Platze in Abruzzo Nachricht gab. Pesca=
ra war nur wenig Meilen von Manfre=

donia entfernt, die Prinzessinnen befanden sich daher in sehr großer Gefahr. Da es nun immer noch an einem Schiffe fehlte, so beschloß man in Erwartung irgend einer Fregatte u. s. w. längst der Küste zurück zu gehen.

Den ein und dreyßigsten Dezember brachen demnach die Prinzessinnen nach Foggia auf. Kaum hatten sie aber diese Stadt erreicht, als ihnen eine Kutsche mit Personen von ihrem Gefolge entgegen kam, die sie beschworen, weiter zu reisen. Die Stadt sey voller Übelgesinnten, der Chef der Municipalität begünstige die französische Parthey u. s. w. Indessen beschlossen die Prinzessinnen die kleinste Gefahr zu wählen,

aus der ihnen wenigstens ein Ausweg übrig blieb.

Sie fuhren demnach in die Stadt und quartirten sich in dem königlichen Pallaste ein. Die Zimmer waren aber äußerst schlecht und feucht, so daß sich Madame Victoire, die von den Strapazen der Reise besonders angegriffen war, sehr übel befand.

Unterdessen liefen täglich die beunruhigendsten Nachrichten von den Fortschritten der französischen Truppen, und der zunehmenden Verwirrung in Neapel ein, weshalb die Lage der Prinzessinnen, zumal bey einem Gefolge von sechszig Personen, immer bedenklicher ward.

Graf Chastellux wünschte demnach eine Polacre zu nehmen, die zu Manfredonia in Ladung lag, erhielt aber leider vom Marquis de Gallo, der sie im Namen des Königs nicht zu fordern wagte, eine abschlägliche Antwort.

In dieser drückenden Verlegenheit schrieb der Graf am fünften Januar 1799. an den russischen Admiral Uschakow, der mit seiner Flotte zu Corfu lag, und forderte ihn auf, die Prinzessinnen in seinen Schutz zu nehmen. Diese Maaßregeln wurden um so nöthiger, da der Vicekönig von Neapel, nach dem Abgang der englischen und portugiesischen Escadre über kein anderes Schiff zu verfügen im Stande war.

Täglich sah man indessen in Foggia, Banden von Deserteurs, Offiziers mit kleinen Commando's, Munitionswagen u. s. w. in größter Unordnung ankommen. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, daß alle Generals, besonders Mack, den König verrathen hätten, und daß Prinz Moliterni noch der einzige Retter des Königreichs sey.

Einige Tage darauf hörte man von Unterhandlungen mit Championet *) sprechen, und endlich erhielt man bestimmte Nachricht von dem Tractate, der am vierzehnten Januar abgeschlossen worden war. Kraft dessen wurde den Franzosen das ganze

*) Dem französischen General en Chef.

Königreich eingeräumt, wodurch denn die Gefahr der Prinzessinnen mit jedem Augenblicke stieg.

Man erwartete indessen noch etwas von dem Briefe, der an den Admiral Uschakow durch Vermittelung des Gouverneurs von Otranto schleunig abgesandt worden war, und beschloß deshalb über Trani nach Ragusa zu gehen.

So war man in Bari angekommen, als man am ein und dreyßigsten Januar einen Brief von dem Admiral Uschakow mit der erfreulichen Nachricht erhielt, daß der Contreadmiral Pustoskin bereits zum Abholen der Prinzessinnen mit einer Escadre nach Brindisi abgegangen sey.

Graf Chastellux durfte also keinen Augenblick säumen, die Prinzessinnen dahin zu bringen, wiewohl er wegen der Krankheit der Madame Victoire und der Gefahren zu Lande sehr große Schwierigkeiten dabey fand.

Man entschloß sich endlich eine Trabaccolo *) zu nehmen, welches das einzige noch in Bari vorräthige Fahrzeug war. Wie sehr die Prinzessinnen zu eilen hatten, kann man daraus sehen, daß in dem Augenblick ihrer Abreise die französische Avantgarde nur noch eine Stunde von Bari war.

---

*) Ein kleines offenes Fahrzeug, das gerudert wird.

So schiffte man sich denn am zwey-ten Februar Abends um sechs Uhr am Bord dieses elenden Fahrzeuges nach Brin-disi ein. Anfangs war der Wind ziem-lich günstig, aber schon des Morgens um zwey Uhr spang er nach Südwest herum. Man war daher gezwungen funfzehn Mei-len von Bari in einen kleinen Hafen Mola di Bari genannt, vor Anker zu gehen.

Hier befand sich alles in der größten Verwirrung, man hörte Sturm lauten, Kanonen lösen, sah Häuser brennen, er-blickte Haufen von Royalisten und Re-publikanern im Handgemenge — alles kün-digte eine schreckliche Catastrophe an. Da-zu kam der unsichere Hafen, so daß das

Schiff in der folgenden Nacht, beynahe auf den Grund gerathen wäre.

Den vierten Februar kündigte daher der Patron des Trabaccolo dem Grafen Chastellux an, er könne weder in dem Hafen bleiben, noch gegen den Südwind ansegeln, sey also gezwungen, nach Bari zurück zu kehren.

Mit welchen Empfindungen man das geschehen lassen mußte, ergiebt sich von selbst. Würklich waren die Prinzessinnen auch in wenig Stunden jenem Hafen schon wieder näher gekommen, als zu ihrer größten Freude der Wind nach Westen und bald darauf völlig nach Norden lief. Voller Freude legten sie nun wieder um, und

kamen Nachmittags am sechsten Februar auf der Rhede von Brindisi an.

Noch wehte die neapolitanische Flagge auf dem Castell, aber die russische Fregatte? — Leider hatte sie sich bey der zu befürchtenden Ankunft der Republikaner schon zwey Tage vorher vom Hafen entfernt.

Welche Nachricht! Man wagte es nicht, in den Hafen einzulaufen, und mußte daher auf der Rhede vor Anker gehn.

Am folgenden Morgen den siebenten Februar begab sich Graf Chastellux ans Land, um Erkundigungen einzuziehn. Noch waren die Einwohner treu gesinnt, aber die Auflösung der königlichen Armee hatte

sie natürlich zur Unterwerfung unter die Sieger bestimmt.

Der Graf schrieb noch einmal an den Admiral Uschakow, und traute seinen Brief einem russischen Offizier an, der sich in Otranto nach Corfu einzuschiffen versprach.

Indessen wurden die Republikaner mit jeder Stunde erwartet, und der Graf mußte daher von neuem auf die Rettung der Prinzessinnen bedacht seyn. Sie kamen ihm zuvor, und beschlossen lieber auf dem elenden Trabaccolo nach Corfu oder Triest zu gehen, als sich den Mördern ihres Bruders anzuvertrauen.

Man war daher gezwungen, mit dem Patron einen neuen Accord abzuschließen,

wofür er sich sechstausend Dukaten ausbedung. Dennoch mußte man sich glücklich schätzen, das elende Fahrzeug nur behalten zu können, wiewohl es für ein Gefolge von sechzig Personen kaum groß genug war.

So vorbereitet, beschloß man auf der Rhede von Brindisi das Äußerste abzuwarten, und schickte unterdessen einen zweyten Courier auf einer Fischerbarke nach Corfu ab. Glücklicher Weise schien sich auch die Ankunft der Franzosen zu verzögern, bis man endlich vom Admiral Uschakow Nachricht erhielt. Er hatte die Güte, den Prinzessinnen eine Fregatte zu schicken, die sie auch schon am folgenden Morgen (5. März)

nebst einer Palacre unter türkischer Flagge ankommen sahn.

Kaum waren die Schiffe vor Anker gegangen, als der Commandant derselben, Ritter Bayley, ein Engländer, den Prinzessinnen die Aufwartung machte, und ihnen einen Brief vom Admiral übergab. Dieser ersuchte sie, die übrigen Wintermonate lieber zu Corfu zuzubringen, und versprach dann mit Eintritt des Frühjahres auf ihre Überfahrt nach Triest bedacht zu seyn.

Die Prinzessinnen beschlossen diesen Vorschlag anzunehmen, doch hielten sie widrige Winde noch bis zum vierzehnten März zurück. Graf Chastellux benutzte diesen

Aufschub, um ihnen einen Vorschuß von zweytausend Dukaten aus der königlichen Casse zu Brindisi zu verschaffen, der ihnen bey ihren vielen Ausgaben äußerst nöthig war.

Endlich konnte die Fregatte am funfzehnten unter Seegel gehen, was denn auch zugleich von der Polacre geschah, worauf sich ein Theil des Gefolges und des Gepäckes befand.

Zehn Tage waren die Prinzessinnen in See gewesen und hatten fast beständig mit widrigen Winden zu kämpfen gehabt, als man ein Schiff von vier und siebenzig Kanonen signalirte, das der Ritter Bayley für das von Corfu entkommene französische

Linienschiff le Genereux ansah. Da es eine Zeitlang Jagd auf uns zu machen schien, so gab der Ritter Befehl, sich zu einem Gefecht anzuschicken, beschloß aber endlich vor dem Meerbusen von Durezzo vor Anker zu gehen.

Hier mußten wir bis zum vier und zwanzigsten May vor Anker bleiben, worauf die Fregatte am acht und zwanzigsten May glücklich in Corfu ankam. So hatten die Prinzessinnen zu einer Überfahrt, die man gewöhnlich in sechs und dreyßig Stunden machen kann, beynahe vierzehn Tage gebraucht.

Noch ehe die Fregatte vor Anker gehen konnte, eilte Graf Chastellux an Bord des

Admirals Uschakow, und fand die ausgezeichnetste Aufnahme bey ihm. Er erfuhr jetzt, daß jenes angebliche französische Kriegsschiff ein portugiesisches gewesen war, das Nelson für die Prinzessinnen abgeschickt hatte, weshalb es auch schon in Corfu gewesen war. Nach dieser Unterredung wünschte der Admiral die Prinzessinnen an Bord ihrer Fregatte complimentiren zu können, daher sich denn Graf Chastellux in dem nemlichen Boote mit ihm dahin begab.

Der Admiral begrüßte die Prinzessinnen mit allen den Äußerungen von Ehrfurcht, Ergebenheit und Eifer, die den braven russischen Offizieren eigen sind. Er versprach sogleich Befehl zur Einrichtung des

bischöfflichen Pallastes zu geben, und bot indessen den Prinzessinnen seine eigene Cajüte an. Sie beschlossen aber so lange am Bord der Fregatte zu bleiben, bis der eine Flügel des bischöfflichen Pallastes vollends für sie eingerichtet worden war.

Acht Tage darauf kam jenes portugesische Schiff in Corfu an, von dem bereits oben die Rede gewesen ist. Es ward vom Commodore Stone kommandirt, der den Prinzessinnen Briefe von der Königin übergab. Nach einigen Berathschlagungen ward endlich beschlossen, sich dieses Linienschiffes zur Überfahrt nach Triest zu bedienen, während der russische Admiral noch zwey

Fregatten zur Bedeckung mitzugeben versprach.

Unterdessen waren die Gesundheitsumstände von Madame Victoire mit jedem Tage bedenklicher geworden. Sie hatte heftig von der Seekrankheit gelitten, auch hatte man während der Reise Scorbutflecken an ihren Füßen bemerkt, jetzt wurde sie endlich den zwanzigsten April mit dem Sacramente versehen. Da sie sich indessen acht Tage darauf etwas zu bessern anfieng, so ward beschlossen, ohne weitern Verzug unter Seegel zu gehn.

Es war den sechsten May, als sich die Prinzessinnen an Bord des portugiesischen Schiffes begaben, und den eilften

May, als die kleine Escadre, die noch von einigen russischen und türkischen Fregatten bis auf die Höhe von Ancona escortirt werden sollte, die Rhede von Corfu verließ. Die Reise war ohne weitere Merkwürdigkeiten, und so langten die Prinzessinnen schon am neunzehnten auf der Triester Rhede an.

Der Gouverneur hatte die Aufmerksamkeit, die Quarantaine von dem Tage an zu rechnen, wo man aus Corfu abgeseegelt war, und ertheilte demnach den Prinzessinnen schon am andern Morgen die Erlaubniß ans Land zu gehen.

.........................

Hier endigt sich das Tagebuch von der Reise der unglücklichen Prinzessinnen von Frankreich. Wir fügen hier bloß die Nachricht hinzu, daß die bereits sehr kränkliche Madame Victoire einige Tage nach ihrer Landung, und ihre Schwester acht Monate darauf zu Agram in Croatien starb.

# X.

# Madame Chevreau.

Es war den zehnten März 1777. als sich Madame Chevreau an Bord des ostindischen Schiffes Duras begab, um von Isle de France, wo sie sich sechs Monate aufgehalten hatte, zu ihrem Manne*) nach Pondichery zu gehen. Alle Vorstellungen,

*) Er war mit Herrn de Bellecomte, als königlicher Commissar dahin geschickt worden.

alle Bitten, sie in dieser gefährlichen Jahreszeit zurück zu halten, waren vergebens gewesen; Madame Chevreau schien zu allem entschlossen und auf alles gefaßt zu seyn.

Leider war auch der Capitain kaum einige Tage in See gewesen, als ihn ein heftiger Sturm überfiel. Unvermögend dagegen anzusteuern, sahen sie sich gezwungen mit den Strömungen zu treiben, und befanden sich drey Tage nach einander in beständiger Lebensgefahr.

Wiewohl nun zwar endlich am vierten Tage die Gewalt des Sturms etwas nachzulassen schien, so hatten sie doch noch volle drey Wochen theils mit widrigen, theils

mit schwachen Winden zu kämpfen, bis sich endlich der Capitain in der Nähe der Maldivischen Inseln befand, und zwischen ihnen und der Malabarischen Küste hindurch zu seegeln beschloß.

Das Wetter war bis jetzt beständig trüb gewesen, der Capitain glaubte demnach noch mehrere Seemeilen davon zu seyn. Wie groß war aber sein Entsetzen, als das Schiff in der Nacht vom eilften zum zwölften April Morgens um zwey Uhr auf einen Felsen stieß. Furchtbar tosete die Brandung um das Schiff herum, und man konnte der dicken Finsterniß wegen keine Hand breit vor sich sehen.

Vergebens eilte man die Masten zu kappen, das Schiff arbeitete sich immer tiefer in den Felsen hinein. Dabey ward es von den Wellen unaufhörlich hin und her geschleudert, so daß es jede Minute aus einander zu bersten schien.

In dieser entsetzlichen Lage befahl der Capitain die Schaluppe auszusetzen, die aber in demselben Augenblicke zertrümmert ward. Man beschloß also ein Floß zusammen zu setzen, das den Stößen der Wellen weniger ausgesetzt, und also vielleicht an die Küste zu bringen war.

Mit dieser Arbeit blieb auch die Mannschaft, wiewohl unter beständiger Gefahr zu versinken, bis an den Morgen beschäf-

tigt, wo man endlich damit zu Stande kam.

Unterdessen war der Tag angebrochen, und man konnte die Küste deutlich vor sich sehen. Es fand sich, daß sie ohngefähr hundert und zwanzig Klaftern vom Schiffe entfernt und allem Vermuthen nach eine der Maldivischen Inseln war. Man erblickte zugleich eine Menge Neger auf dem einen Felsen, die aber aus Furchtsamkeit troz aller Signale keine Hülfe leisten wollten, und beschloß nun auf gut Glück das Schiff zu verlassen und mit dem Floße ans Land zu gehen.

Leider zeigte sich aber bald, daß ihnen die Strömung vom Ufer entgegen war;

sie mußten also darauf denken, das Floß vermittelst eines Seiles vorher am Lande zu befestigen, wie man es gewöhnlich auf Flüssen zu machen pflegt. Um dieses zu bewerkstelligen, warf sich ein braver venetianischer Matrose, Namens Hieronymus Amiro, zuerst in das Meer, schleppte ein Tau hinüber, band es an einem Felsen fest, und erleichterte so der ganzen Equipage die Überfahrt.

Unterdessen hatte die junge schöne Madame Chevreau die größte Unerschrockenheit gezeigt. Eilends hatte sie sich in ein leichtes Deshabillé geworfen, und sprang nun muthig auf das Floß hinab. — Eine

Welle schlägt über sie her und reißt sie mit sich fort, aber mit vieler Geistesgegenwart erhascht sie das Tau, und hält sich mit beiden Händen daran fest.

So kam sie endlich mit den übrigen am Ufer an, wo sie aber noch eine halbe Stunde auf einem Corallengrunde durchs Wasser zu waden gezwungen war. Lächelnd und singend aber arbeitete sie sich auch dasmal hindurch, und sprang unter allen zuerst aufs Land.

So wie sie einige Schritte vorwärts gethan hatte, ward sie von einem Haufen Neger umringt. Werden sie sie anfallen? — Gerade das Gegentheil — Friedlich bieten sie ihr die Hände, und führen sie

in eine Laube von Bananas-Blättern, setzen ihr frischen Zuckersaft, Kokusnüsse und Fische vor, und bereiten ihr endlich ein weiches und bequemes Nachtlager zu. Eben so freundschaftlich wurde auch der Capitain und die übrige Mannschaft behandelt.

Acht Tage darauf kam Befehl, von dem Könige der Insel, den Capitain mit Madame Chevreau und seinen Offizieren nach seiner Residenz hinüber zu bringen, wozu auch ein eigenes Fahrzeug abgeschickt ward. Auf diesem schifften sie sich ein, und langten nach vier und zwanzig Stunden auf der Insel Malé an.

Die junge schöne Madame Chevreau ward hier mit einer Achtung empfangen,

gen, die den Europäern keinen geringen Begriff von der Cultur dieser gutmüthigen Insulaner gab.

Der Vezier des Königs kam ihr bis an das Ufer entgegen, und geleitete sie unter einem Baldachin, der von vier Sclavinnen getragen ward, und durch zwey Reihen paradirender Soldaten bis in den königlichen Pallast. Hier wurde sie nachher auch der Königin vorgestellt, und erhielt unzählige Beweise von ihrer Zärtlichkeit.

Durch einen glücklichen Zufall gieng ohngefähr vierzehn Tage nachher ein an-

derer französischer Ostindienfahrer bey dieser Insel vor Anker, und nahm den Capitain nebst Madame Chevreau nach Pondichery mit. Sie hatte das Vergnügen, ihren Mann gesund und glücklich wieder zu umarmen, und kehrte im Jahre 1782. an seiner Seite nach Europa zurück.

XI.

# Barollet.

Herr Barollet aus der Schweiz, ein angesehener Kaufmann zu Yarmouth, war im Sommer 1783. in Handelsgeschäften nach Brügge gereist. Man denke sich sein Entsetzen, als er wenig Stunden nach seiner Ankunft arretirt, mit Ketten belastet, und in ein unterirrdisches Gefängniß geschleppt wurde. Jedermann hielt ihn für einen Mörder Namens Durand, der vor

ohngefähr acht Monaten hier zum Tode verurtheilt, aber die Nacht vor seiner Hinrichtung entsprungen war.

Vergebens beruft sich Herr Barollet auf seine Päſſe, auf seine Unschuld, auf seine völlige Unbekanntschaft. Man besteht darauf, daß er der entsprungene Durand sey, glaubt sogar seine Stimme wieder zu erkennen, und spricht endlich über den angeblichen Verbrecher sogar das Todesurtheil aus.

Herr Barollet geräth außer sich, er fordert Beweise der Mörder gewesen zu seyn — Sechs Personen, worunter der Oberrichter selbst, beschwören es auf das Evangelium. Der Tag zur Hinrichtung

wird angesetzt, und der Unglückliche halb wahnsinnig in seinen Kerker zurückgebracht.

Unterdessen ist ein Lord Torrington auf seiner Reise auch in Brügge angekommen, und hört von der sonderbaren Begebenheit. Er wird aufmerksam, und wendet endlich seinen ganzen Credit zum Besten des armen Barollet an.

Alles, was er indessen erlangen kann, ist ein Aufschub von wenig Wochen, während Barollet nach Yarmouth schreiben, und die gehörigen Zeugnisse beybringen soll.

Es geschieht, und man erhält die bündigsten Beweise von seiner Unschuld. Es

zeigt sich, daß Barollet in dem Augenblicke, wo der Mord begangen wurde, in Yarmouth war, daß er erst vor vier Wochen dort abgereist ist, daß er also schlechterdings nicht der überwiesene Durand gewesen seyn kann.

Vergebens, die Richter glauben noch immer an die Möglichkeit eines Bubenstücks. Jetzt soll bewiesen werden, daß er der ächte Barollet ist.

Neuer Aufschub, neue Unruhe, endlich kommt sein Compagnon, Herr Goach, selbst in Brügge an. Er bringt die Handelsbücher mit, die alle von Barollets Hand geschrieben sind, man vergleicht sie mit den Schriftzügen des Gefangenen, sie

stimmen auf das vollkommenste damit überein. Alle diese Beweise werden indessen noch nicht hinreichend befunden, endlich wird eine neue Probe angestellt.

Herr Barollet wird unter einige hundert Gefangene versteckt, aus denen ihn Herr Goach herausfinden soll — Gesagt! gethan! — Die Gefangenen werden in einen Hof gestellt, und Herr Goach erkennt seinen unglücklichen Freund ohne Schwierigkeit.

Jetzt wird seine Unschuld bewiesen seyn? Keinesweges — Man will noch eine zweyte Probe sehn. — Herr Goach findet also seinen Freund auch mit verbundenen Augen — bloß durch die Stimme heraus.

— Dennoch blieben die Richter zweifelhaft, bis endlich ein Befehl vom Gouverneur der Niederlande Herrn Barollet seine Freyheit verschafft.

Man kann denken, mit welcher Eile der unglückliche Mann ein Land verließ, wo man Leute auf eine bloße Ähnlichkeit zum Tode verdammt.

Ende des dritten Bändchens.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

X III. 89

H. He

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fischer, Christian August,

Neue Reiseabentheuer

Bd.: 3

Posen und Leipzig (1803)

It.coll. 28-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465391-6